the university of connecticut libraries

hbl, stx DD 404.F7
Friedrich der Zweite, Konig von Pr
3 9153 00564230 3

DD/404/F7

hbl, stx

Friedrich der Zweite,

König von Preußen.

Groß ist der große Mann durch sich
Und seines Denkens Kraft!
Kennst du den großen Friederich
In Heldeneigenschaft!

Den Großen! den zufriednen Mann,
Der Menschheit Stolz und Glück!
Der, wen Er reich nicht machen kann,
Froh macht mit einem Blick!

Gleim.

Chemnitz,

bei Wilhelm Starke.

1823.

Ihro Königl. Hoheit

der

verwittweten Herzogin von Braunschweig

Philippine Charlotte

unterthänigst gewidmet

von

dem Verfasser.

DD
404
F7

Man würde ungerecht handeln, wenn man nicht zur Ehre der Menschheit gestehen wollte, daß es zu allen Zeiten vortrefliche Regenten gegeben, die es sich zur Pflicht gemacht, das Wohl ihrer Unterthanen zu befördern, ihre Staaten zu beglükken und zu zeigen, daß sie des hohen Postens nicht unwürdig sind, den ihnen die Vorsehung angewiesen hat. Auch unser gegenwärtiges Jahrhundert hat mehrere rühmliche Regenten hervorgebracht, die mit Recht der Stolz ihrer Unterthanen, die Väter ihres Vaterlands genannt werden können. Unter diesen großen Männern verdient unstreitig den ersten und vornehmsten Platz, Friedrich der Zweite, König von Preussen.

Die Kronprinzessin Sophia Dorothea, Tochter des Kurfürsten Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg, nachmaligen Königs von Grosbritannien, vermählt mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preussen, war eine glükliche Mutter von vielen Kindern. Ihre beiden ersten Söhne starben, ehe sie noch ein volles Jahr alt waren, und nun brachte sie den 24 Januar 1712 unsern Friedrich zur Welt, der zwar bey

der Taufe, die der reformirte Bischof von Bär mit vieler Pracht verrichtete, die Namen Karl Friedrich bekam, jedoch den ersten niemals führte. Seine erste Erziehung erhielt er unter den Augen seiner Mutter von der Wittwe des Obersten du Val de Rocoules, die bereits bey seinem Vater Oberhofmeisterin gewesen war. Sie war es, die ihm die erste Vorliebe zur französischen Sprache einflößte, die mit den Jahren zunahm, da er die Meisterwerke der französischen Nation studirte, mit den größten Männern derselben einen Briefwechsel unterhielt, und einige sogar persönlich kennen lernte.

Bei zunehmenden Jahren wurden dem Prinzen der Generallieutenant Graf Fink von Finkenstein und der Oberstlieutenant von Kalkstein zu Oberhofmeistern verordnet. Friedrich Wilhelm trat den 15 Februar 1713 die Regierung an, schränkte die übermäßige Pracht ein und bestrebte sich, nach und nach die großen Schulden abzutragen, welche unter seinem Vater waren gemacht worden. Er war ganz zum Soldaten geboren, daher bekam der preußische Staat durchaus ein militärisches Ansehen, die Finanzen wurden besser verwaltet und überall herrschte eine Ordnung und Pünktlichkeit in den Geschäften, die noch gegenwärtig musterhaft ist. Friedrich Wilhelm war ganz Soldat, und seine Kinder wurden als Soldatenkinder erzogen, das heißt, hart; frühzeitig mußten sie Strapazen und Mühseligkeiten ertragen lernen, von unten auf dienen, und sich wie jeder andere Soldat, den militärischen Strafen unterwerfen.

Bei dem Prinzen Friedrich wurde hierin keine Ausnahme gemacht, ob er gleich von Natur schwächlich war. Der Kadet

von Rentzel lehrte den Prinzen das Exerciren. Er hatte während der Lehrzeit nichts vor einem gemeinen Soldaten voraus, er trug sein Kommishemd, seinen groben kurzen Tuchrock, seine Patrontasche, sein Ober- und Untergewehr. Auf dem Schloß that er seine Wachen selbst bey der strengsten Witterung.

Indessen wurden dem Prinzen verschiedene Lehrer gehalten, die ihn in den Wissenschaften und Künsten unterrichteten. Einer der vornehmsten war du Han de Jandun, der ihm zuerst Geschmack an der wahren Gelehrsamkeit beizubringen wuste, der das Herz des Prinzen mit dem Verstand bildete und daher mit Recht die Achtung verdiente, die ihm sein Zögling auch noch in der Folge erwies. Der Oberstwachtmeister von Senning unterrichtete ihn in der Mathematik und Vestungsbaukunst, der am joachimsthalischen Gymnasium stehende Schulkollege Curas im Schreiben und in der Geschichte. In den sogenannten ritterlichen Uebungen brachte er es in kurzer Zeit so weit, daß er allgemein bewundert ward, wer ihn nur tanzen oder reiten sah. Französische Lektüre, Dichtkunst und Musik waren seine Lieblingsbeschäftigungen in den wenigen Stunden, die ihm zu Erholungen übrigblieben. Dies frühe Studium der französischen Geisteswerke, die öftere Wiederholung dieser vortreflichen Muster, bildete des Prinzen Geschmack frühzeitig, und auf die Art läßt es sich vielleicht allein erklären, wie er ein eben so großer Dichter, als großer Geschichtschreiber werden konnte.

Ein Prinz von so vielen Anlagen und Talenten wünschte die Welt kennen zu lernen, er strebte nach dem persönlichen Umgang der Männer, welche er durch ihre Schriften liebge-

wonnen hatte, um dadurch seine Kenntnisse zu vermehren. Hierzu schien ihm nichts geschickter zu seyn, als fremde Länder zu besuchen, wodurch er mehrere Zwekke zugleich erfüllen zu können glaubte. Allein sein Vater war nie dahin zu bringen, einen Wunsch ihm zu gewähren, der ihn unaufhörlich beschäftigte, und dessen Erfüllung er so sehnlich wünschte. Alles, was der Vater noch that, bestand einzig darin, daß er seinen Sohn auf kleinen Reisen mitnahm, die aber schon deswegen nicht nach seinem Geschmack seyn konnten, weil ihm nicht erlaubt war frei zu handeln. Denn der Zwang der Etikette und des Ceremoniels, die beständigen Erinnerungen seines strengen Vaters, verbitterten ihn alles Angenehme, was mit diesen Reisen noch etwan verbunden war.

Zu dieser strengen Behandlung des Vaters kamen vielleicht noch andere Ursachen hinzu, die den Sohn bestimmten, durch eine Flucht nach England wo möglich sein künftiges Schikfal etwas erträglicher zu machen. Seine Freunde, die Lieutenants von Keith und von Katt, sollten seine Begleiter seyn; allein der Vater erfuhr alles vor der Ausführung des Projekts. Keith entwischte glücklich, Katt wurde in Berlin arretirt, nach Küstrin gebracht, und unter dem Fenster des Prinzen, der auf der Vestung gefangen saß, enthauptet.

Selbst dem Kronprinzen wurde der Proceß gemacht, die Akten nach verschiedenen Juristenfakultäten verschikt, und wer sollte es glauben, viele von den hochweisen Herren sprachen einem Reichsfürsten das Leben ab, entweder aus Dummheit und Unwissenheit, oder aus Furcht vor dem Vater. Nicht blos die Mutter und Geschwister des Prinzen, sondern viele Fürsten

legten bei dem königl. Vater Fürbitten für den Sohn ein, worauf anfangs gar nicht geachtet wurde, bis der östreichische Gesandte, Graf von Seckendorf, im Namen seines Herrn des Kaisers, dem König ernstlich vorstellte, daß er unrecht thäte. Der Prinz gehöre nicht ihm allein, sondern auch dem teutschen Reich, und seine Sache müsse eigentlich auf einem Reichstage entschieden werden. Wollte er, der König, zum Nachtheil des Prinzen selbst entscheiden, so würde er sich die Feindschaft aller teutschen Fürsten zuziehen. Der König gab dem Gesandten zur Antwort: Er sei König, und habe schon in dieser Rücksicht über seinen Sohn zu gebieten. Er könnte ja mit ihm nach Preussen gehen, wo er Niemanden als Gott von seinen Handlungen Rechenschaft ablegen dürfte.

Indessen machten diese Vorstellungen doch so vielen Eindruck auf den König, daß der Prinz nicht so hart gehalten ward, und schon mehrere Freiheit bekam. Die Beschäftigungen, welche dem Prinzen während seines Aufenthalts in Küstrin angewiesen wurden, daß er bei der Kammer als Kriegsrath arbeiten müssen, waren für ihn in der Folge von großem Nuzzen. Er verschafte sich dadurch so manche nüzliche Kenntnisse und Erfahrungen, wovon er als König einen guten Gebrauch machen konnte.

Der Vater war in so weit mit dem Sohn wieder ausgesöhnt; allein achtzehn Monate waren bereits verflossen, ohne daß es dem Prinzen erlaubt war, seine Mutter und seine Geschwister zu sehen, die er doch alle so zärtlich liebte. Seine älteste Schwester Friederike verschafte ihm endlich seine Befreiung, durch die Bereitwilligkeit, mit welcher sie unter drei

ihr in Vorschlag gebrachten Fürsten, dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth ihre Hand gab. Gerade an dem Vermählungstag dieser liebenswürdigen Prinzessin erschien der Kronprinz, auf Befehl seines Vaters, bei Hofe. Er war indessen grösser geworden, und da er die Uniform nicht trug, kannte ihn Niemand, seine eigne Mutter nicht. Die Frau von Kamecke machte die Königin zuerst auf ihn aufmerksam, nun folgten die zärtlichsten Umarmungen, und seine geliebte Schwester sagte ihm erst den Abend unter vier Augen, was sie um seinetwillen gethan.

Als der Prinz zwanzig Jahr alt war, dachte der König daran, ihn zu vermählen. Die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig, allgemein bewundert wegen ihrer Schönheit und ihrer Tugend, ward ihm zur Gemahlin gegeben. Er weigerte sich nicht, den Willen seines Vaters zu erfüllen, obgleich diese Wahl mit seiner Neigung nicht völlig übereinstimmte. Das Beilager ward den 12 Jun. 1733 in Salzdahlen vollzogen. Stets verehrte der Prinz seine Gemahlin mit derjenigen Achtung und Liebe, die man dem Verdienst nicht versagen kann. „Nie, seit meiner Regierung — sagt er in seinem Testament — nie betrübte mich die Königin, meine Gemahlin, ihre ausdauernde Tugend verdient Achtung und Zärtlichkeit.“

Der König schenkte dem Kronprinzen bald hernach die Grafschaft Ruppin. In der Hauptstadt derselben stand des Kronprinzen Regiment. Das alte gothische Schloß ließ der Prinz, unter Aufsicht des berühmten Architekt von Knobelsdorf, völlig umändern und ihm ein geschmackvolleres Ansehen geben.

Doch ehe der Bau desselben völlig geendigt war, muste er 1734 seinen Vater an den Rhein begleiten. Der König verließ, wegen einiger Anfälle vom Podagra, das Lager schon im August; allein der Prinz blieb bis zum Verlust von Philippsburg bei der Armee, brachte seines Vaters Korps bis nach Frankfurt am Main, und reiste dann über Anspach und Baireuth, wo er seine geliebte Schwester mit einem Besuch überraschte, nach Potsdam zu seinem Vater.

Nachdem der König sich wieder erholt hatte, machte der Kronprinz einige Reisen, besuchte seine Schwester die Markgräfin von Schwedt, und den unglüklichen Stanislaus, König von Polen, in Königsberg in Preussen. Friedrich erlangte sogleich die Freundschaft dieses philosophischen Königs und unterhielt sich stets mit ihm durch Briefwechsel. Nun erst konnte er zurück nach seinem Rheinsberg kehren, wo er im Schoos der Freundschaft und der Musen seine Zeit eben so vergnügt als nüzlich zubrachte. In seinem Rheinsberg versammelte er mehrere Freunde, die mit ihm gleichen Geschmak, gleiche Denkungsart, gleiche Vergnügungen liebten. In ihrer Gesellschaft vergaß er es, daß er Prinz war, lebte für sie als Freund, unterhielt sich mit ihnen ungezwungen, benuzte ihre Kenntnisse, Erfahrungen und Einsichten.

Diese jugendliche Freunde waren: der Chevalier, hernach Graf von Chasot, den der Prinz am Rhein kennen lernte, der vorher schon genannte von Knobelsdorf, der seine Einsichten bei seiner Reise nach Italien noch vergrösserte, die er auf Kosten seines königl. Freundes machte, Jordan, der sich auf seiner Reise nach Holland, England und Frankreich, sehr viele feine

Kenntnisse erworben hatte, und der Freiherr von Kayserling, den er gewöhnlich seinen lieben Cäsarion zu nennen pflegte. Hierzu kamen noch einige junge Offiziere von seinem Regiment, die bekannten vortreflichen Mahler Pesne und Buisson, und die so allgemein bewunderten Musiker Graun und Benda.

Der Prinz hielt sich in dieser Gesellschaft von gelehrten, wizzigen und einsichtsvollen jungen Männern, für den glüklichsten Sterblichen. Den gröstn Theil des Morgens war der Prinz mit seinen Büchern beschäftigt, bei der Mittagstafel unterhielt er sich mit seinen Freunden, und die Abende waren gewöhnlich der Musik gewidmet, wo er meistentheils selbst sein Lieblingsinstrument, die Flöte, blies.

Der Prinz studirte, um sich Kenntnisse zu verschaffen und brachte es bald so weit, daß er kleine prosaische Aufsäzze und französische Gedichte machen konnte, die eben so viel Verstand, als Witz und Laune verrathen. Er unterhielt mit vielen auswärtigen Gelehrten einen Briefwechsel, alles Männer, die damals auf Gelehrsamkeit, Geschmack und Kenntnisse gegründeten Anspruch machen konnten. Wer nennt nicht die Algarotti, Gravesande, Maupertuis, Voltaire, Manteufel, Wolf, Suhm, Rollin, Fontenelle und einige andere, mit Ehrfurcht und Dank! Wer erinnert sich dabei nicht, wie viel sie durch ihre Schriften Nuzzen stifteten, welchen großen und bleibenden Einfluß sie auf ganz Europa hatten, und wie viel sie beitrugen, daß der Aberglaube verscheucht wurde, und mehrere nüzliche Kenntniße allgemeiner bekannt wurden!

Der Prinz beschäftigte sich mit den Wissenschaften und Künsten so, daß er darüber seinen großen Zweck nie aus den

Augen sezte. Er studirte nach den gröſsen Meistern das Kriegswesen theoretisch, damit ihm die praktische Anwendung in der Folge leichter werden möchte. Er stiftete eine Ordensverbindung zu Rheinsberg, alle Mitglieder hieſsen die Ritter ohne Furcht und ohne Tadel. Der General Fouque war Groſsmeister. Diese ritterliche Verbindung hatte vornämlich die Absicht, daß die Mitglieder derselben durch Nachahmung ihrer groſsen Vorgänger sich zu Kriegern und Helden bilden sollten.

Vielleicht hat sich noch kein Prinz so gut zur Regierung vorbereitet, als Friedrich, der den groſsen Entschluß faßte, selbst zu regieren, mit eignen Augen zu sehen, und die groſse Staatsmaschine selbst in Bewegung zu sezzen. Mit so vielen vortreflichen Kenntnissen und Einsichten bereichert, trat Friedrich, nach dem Tode seines Vaters, der den 31 Mai 1740 im zwei und funfzigsten Lebensjahre starb, die Regierung seiner Staaten an.

Niemand schildert den Karakter Friedrich Wilhelms besser als sein eigner Sohn. „Die Staatsklugheit des Reichs — sagt er in den Merkwürdigkeiten der Brandenburgischen Geschichte von ihm — war jederzeit von seiner Gerechtigkeit unzertrennlich. Er war mehr beschäftigt, das, was er besaß, wohl zu regieren, als seine Herrschaft zu erweitern; war jederzeit zur Vertheidigung, aber nie zum Unglük von Europa in den Waffen. Er zog das Nüzliche dem Angenehmen vor; er bauete mit Verschwendung für seine Unterthanen, und wendete nie die geringste Summe auf, um selbst bequemer zu wohnen. Er war vorsichtig in seinen Verbindungen, getreu in sei-

nen Versprechungen, streng in seinen Sitten, scharf gegen die Sitten anderer, genau in Beobachtung der Kriegeszucht, und regierte seinen Staat nach eben den Gesezzen, als seine Armee. Er hatte von der menschlichen Natur eine so gute Meinung, daß er verlangte, seine Unterthanen sollten eben solche Stoiker seyn, als er selbst. Wir haben die Familienverdrüßlichkeiten dieses großen Fürsten mit Stillschweigen übergangen. Man muß in Betrachtung der Tugenden eines solchen Vaters, gegen die Fehler der Kinder einige Nachsicht haben."

Ganz Europa war voller Erwartung auf die Regierung eines Königs, der die Aufmerksamkeit aller Fürsten auf sich gezogen hatte. Einige erwarteten von Ihm eine ganz philosophische Regierung, andere glaubten, Er würde sich nie in einen Krieg mischen, sondern fortfahren, blos für die Wissenschaften zu leben und alle Regierungssorgen seinen Staatsministern überlassen, noch andere sahen im voraus, daß der Hof zu Berlin einer der prächtigsten und glänzendsten werden würde. Alle hatten sich in ihren Hoffnungen und Erwartungen betrogen.

Kaum war der König von seinen Reisen von Königsberg in Preussen zurükgekommen, um dort die Erbhuldigung einzunehmen, kaum hatte Er einige Monate glüklich regiert, als Kaiser Karl der Sechste den 26 Oktober starb. Dieser Todesfall hatte beinahe auf ganz Europa den merkwürdigsten Einfluß. Maria Theresia, seine einzige Tochter und Erbin, sollte, vermöge der pragmatischen Sanktion, allein seine Besizzungen erben, indessen die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, und der König von Spanien unter Frankreichs Beistand ebenfalls auf diese Erbschaft Ansprüche machten.

Friedrich fand beim Antritt seiner Regierung einen Schaz von zwei und siebenzig Millionen Thalern, und sein Vater hatte Ihm ein gut disciplinirtes Heer von sechs und achtzig tausend Mann hinterlassen, daß es Ihm etwas leichtes war, die Ansprüche geltend zu machen, welche er auf einige schlesische Fürstenthümer mit Recht machte, die seinen Vorfahren von dem Hause Oestreich waren vorenthalten worden. Doch vor dem Anfang der Feindseligkeiten schlug er einen gelindern Weg ein; er ließ nämlich durch seinen Gesandten den Grafen Gotter, der Maria Thereſia den Vorschlag thun: ob sie ihm die Fürstenthümer Schlesiens gutwillig abtreten wollte, für zwei Millionen Thaler und einem Beistand von 30000 Mann gegen ihre Feinde, nebst der Versicherung, ihrem Gemahl Franz von Lothringen, zur Kaiserkrone beförderlich zu seyn. Erst nachdem dies Anerbieten ausgeschlagen ward, ließ Friedrich Truppen nach Schlesien marschiren, dessen Eroberung ihm unmöglich viel Mühe machen konnte, da dies Land beinah ohne alle Vertheidigung und der Finanzzustand des Wiener Hofs nicht in der besten Verfassung war.

Des Königs Truppen fanden in Schlesien nirgends Widerstand, Breslau verstand sich zu einem Neutralitätstraktat, und Friedrich konnte schon den dritten Tag des Jahres 1741 seinen Einzug in die Stadt halten. Bald nachher eroberte der Erbprinz Leopold von Dessau, die Vestung Glogau — in der Nacht vom 8 zum 9 März — mit Sturm, und der König eilte dem Feldmarschall Schwerin zu Hülfe, und gewann — den 10 April — das so wichtige Treffen bei Molwiz gegen die Oestreicher. Diese Schlacht verschafte Friedrichen den Be-

siz von Schlesien, und er rühmte dabei die Tapferkeit und gute Ordnung seiner Soldaten, mit dem offenherzigen Geständniß, daß er selbst viele Fehler begangen hätte. Die Vestung Neiß befand sich nun auch in den Händen des Königs.

Jezt besorgte Maria Theresia nicht ohne Grund, daß Friedrich bei solchen schnellen Fortschritten sehr bald das ganze Herzogthum Schlesien in Besiz nehmen würde, daher sie ihm Limburg, ein Stück von Geldern und zwei Millionen Thaler anbieten ließ, wenn er seine Ansprüche auf Schlesien fahren lassen wollte. Der König gebrauchte Repressalien und schlug aus sehr guten Gründen dies Anerbieten aus. Im November nahm er von den Niederschlesischen Ständen zu Breslau die Huldigung an. Indessen hatte sich der König mit Frankreich verbunden, die beiden Kurfürsten von Baiern und Sachsen waren seine Bundesgenossen, und der erste von ihnen bereits im Februar zum Kaiser gekrönt worden.

So wenig Maria Theresia unter solchen Umständen glüklichere Aussichten erwarten konnte, sezte sie doch im folgenden Jahr den Krieg fort, bis die verlorne Schlacht bei Czaslau (Chotusiz) — den 17 Mai — sie zum Frieden bestimmte, wozu sich der König um so lieber verstand, weil er ebenfalls keine Lust mehr hatte, einen kostspieligen Krieg fortzusezzen, der seinen Schaz mit der Zeit ganz erschöpfte, da er überdies von seinen Bundesgenossen nicht in der Art unterstüzt ward, als er von ihnen mit Recht verlangen konnte. Durch diesen den 28 Julius unterzeichneten Frieden, bekam der König ganz Ober- und Niederschlesien, nebst der Grafschaft Glaz, Maria Theresia behielt blos einen kleinen Theil von Oberschlesien, nämlich

Teschen, Troppau und Jägerndorf, nebst den mährischen Herrschaften und alles, was jenseits des Oppastroms liegt. Er machte sich zugleich zur Bezahlung der auf Schlesien haftenden Schulden von einer Million und siebenmal hundert tausend Thaler anheischig, ließ den Katholiken den ungestörten Genus ihrer Freiheiten und Rechte, nur verhinderte er es, daß die Protestanten nicht mehr wie vorher, unter dem Druck lebten.

Selbst während dieses Krieges, der einen Aufwand von vielen Millionen erforderte, war Friedrich darauf bedacht, den Glanz seiner Staaten durch Verschönerungen mancherlei Art zu vergrössern, und dahin zu sehen, inländischen Kunstfleiß zu befördern, neue Fabriken mit Geldvorschuß zu unterstüzzen, Künstler in seine Staaten zu ziehen und den Umlauf des Geldes durch Industrie zu befördern. Unter der Regierung seines Vaters waren die Wissenschaften nicht eben geachtet worden. Friedrich suchte sie nicht blos dadurch in Aufnahme zu bringen, daß er die unter Friedrich dem Ersten gestiftete Societät der Wissenschaften 1743 wieder herstellte, und ihr den Namen einer Akademie der Wissenschaften gab, sondern, daß er auch die gelehrtesten Männer des Auslandes nach Berlin zog, ihnen ansehnliche Besoldungen anwies und mit einigen von ihnen als Freund umgieng.

In Schlesien wurden die nämlichen guten Einrichtungen getroffen, welche bereits in den übrigen preußschen Staaten eingeführt waren, die sich so sehr durch ihre Zweckmäßigkeit auszeichnen und dem preuß. Staat vor so vielen andern anerkannte Vorzüge verschaffen. Das Fürstenthum Ostfriesland fiel 1744 nach dem Tode des lezten Fürsten, vermöge einer seit 1694 er

theilten und vom Kaiser bestätigten Anwartschaft, an das Haus Brandenburg.

Die Prinzessin Louise Ulrike ward an den Schwedischen Thronfolger vermählt. Diese geliebte Schwester Friedrichs verließ mit Thränen ihren Bruder und ihre andere Geschwister. Doch selbst während dieser Vermählungsfeierlichkeiten, rüstete sich Friedrich zu einem neuen Krieg, weil er es für billig fand, dem Kaiser und dem Reich beizustehen.

Es konnte ihm unmöglich gleichgültig seyn, daß die östreichischen Truppen überall siegten, daß England und Holland der Königin von Ungarn Beistand leisteten, und solche glükliche Fortschritte machten, daß der Kaiser nicht blos in Gefahr gerieth, abgesezt zu werden, sondern sogar seine Erbländer dabei zu verlieren. Maria Theresia hatte sich mit Sachsen verbunden. Frankreich und Spanien konnten nicht viel ausrichten, höchstens konnten sie in Italien mit ihren Heeren agiren.

Der Traktat zu Worms schien dem König bedenklich zu seyn, daher schloß er zu Frankfurt am Main mit dem Kaiser, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Könige von Schweden, als Landgrafen von Hessenkassel, einen Bund, welcher dem Wormser entgegen gesezt war. Lange bemühete sich Friedrich vergebens, die Mißverständnisse beizulegen und alles in der Güte abzuthun. Weil aber hierauf keine Rükſicht genommen ward, machte er in einer eignen Schrift die Beweggründe bekannt, die ihn bewogen, aufs neue die Waffen zu ergreifen. Der König hatte aus Holland von dem zwischen Oestreich, England und Sachsen in Warschau unterzeichneten Vertheidigungsbündnisse eine Abschrift erhalten, dessen Inhalt den Inhalt

des zu Worms geschlossenen erneuerte, beide aber den Breslauer Frieden stillschweigend zernichteten.

Der Kaiser, der aus dem Besiz seiner Erbländer vertrieben, weder Schäzze noch Einkünfte hatte, nahm seine Zuflucht zu Friedrichen. Frankreich allein war zu schwach, den Kaiser mit Nachdruk zu unterstüzzen. Diese Lage der Umstände, die für den Kaiser sowohl, als für die andern Reichsfürsten, immer gefährlicher zu werden schien, bestimmte den König, sich abermals zu rüsten, und zum allgemeinen Besten einen neuen Krieg anzufangen, von dem er sich die baldige Ruhe im teutschen Reich versprach. In der hierüber öffentlich bekannt gemachten Erklärung heißt es: „Der König fordert nichts für sich, von seinem eignen Vortheile ist hier nicht die Rede, sondern er greift blos zu den Waffen, um dem teutschen Reich die Freiheit, dem Kaiser sein Ansehen, und ganz Europa den Frieden wieder zu verschaffen."

Im Augustmonat rükte der König mit achtzigtausend Mann in Böhmen ein, und im folgenden Monat eroberte er Prag. Der König verlor dabei einen seiner nächsten Verwandten, den heldenmüthigen Prinzen, Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Prinzen von Preussen. Dieser Prinz ward an der Seite des Königs getödtet an einem Ort, wo man gar keinen feindlichen Schuß vermuthen konnte. Indessen hatte Prinz Karl von Lothringen die Franzosen über den Rhein bis in den Elsaß verfolgt, und eilte nun mit starken Märschen nach Böhmen. Es war ein Meisterstük von dem Prinzen, daß er im Angesicht von achtzigtausend Franzosen, Baiern und Hessen über den Rhein gieng, und von hier seinen Marsch

nach Böhmen ungehindert fortsezte. Würde dies nicht geschehen seyn, so wäre der Königg in das Herz der östreichischen Staaten eingedrungen. Friedeich fand es nicht für rathsam, sich mit einem Feind zu schlagen, dem Er nicht gewachsen war, vornämlich da sein Heer durch Krankheiten und Strapazen sehr geschwächt war. Er vermied daher absichtlich eine Schlacht, entfernte sich immer mehr von dem schwach besezten Prag, und sah sich genöthigt im Monat November und December bei der ungünstigsten Witterung sich aus Böhmen zurük zu ziehen, indem Er von den leichten feindlichen Truppen auf dem Marsch unaufhörlich beunruhigt wurde.

Die Unternehmungen der Preussen in Mähren waren ebenfalls von keinem glüklichern Erfolg. Die Vestungen Troppau und Jägerndorf musten die Preussen verlassen, und am Ende des Jahres war ganz Oberschlesien, Neisse und Kosel allein ausgenommen, in den Händen der Oestreicher. Doch dies anscheinende Glük der östreichischen Waffen war nur von kurzer Dauer, indem der alte Fürst Leopold von Dessau und der General Lehwald, welche den Oberbefehl über das in Schlesien versammelte Heer hatten, den Feind aus Oberschlesien sowohl, als aus der Grafschaft Glaz dergestalt zurüktrieben, daß am Ende des Maimonats 1745 von demselben nicht die mindeste Spur mehr zu sehen war.

Kaiser Karl der Siebente war den 20 Januar 1745 vor Gram und Kummer gestorben. Dieser Todesfall muste nothwendig auf die Fortdauer des Krieges oder dessen Endigung, nach den verschiedenen Gesinnungen der kriegführenden Mächte, einen unmittelbaren Einfluß haben, und ein verändertes In-

tereſſe bewirken. Friedrich gab ſich alle Mühe, Sachſen von den Verbindungen mit Oeſtreich loszumachen, weil ihm dies das einzige Mittel zu ſeyn ſchien, ſich den Weg zum Frieden zu öfnen. Sachſen war, vermöge eines geheimen Artikels des Warſchauer Traktats, zu genau mit dem Hauſe Oeſtreich verbunden, als daß an eine Aufhebung dieſer Verbindung zu denken war. Eben ſo wenig war Friedrich in den Unterhandlungen glüklich, die er mit den Engländern anfieng.

Es war für den König ſehr unangenehm zu hören, daß der junge Kurfürſt von Baiern — den 22 April — einen Partikularfrieden mit Maria Thereſia geſchloſſen, freilich mehr aus Furcht und Beſorgniß, daß es ihm eben ſo gehen könnte, wie ſeinem Vater, als aus Ueberzeugung von der Billigkeit und Gerechtigkeit dieſer in vieler Rükſicht ſtrafbaren Handlung.

Unter ſolchen Umſtänden wurde der Krieg fortgeſezt. Maria Thereſia machte ſich ſehr große Hoffnung, das ſchöne Herzogthum Schleſien wieder zu erobern, als die Schlacht bei Hohenfriedberg ihr auch den lezten Strahl von Hoffnung nahm. In dieſem für Friedrich ſo merkwürdigen Treffen — den 4 Junius 1745 — bei Hohenfriedberg, oder bey Strigau, fanden viertauſend Oeſtreicher in einer Zeit von ſechs Stunden ihren Tod. Neuntauſend wurden zu Gefangenen gemacht. Den Preuſſen koſtete dieſer Sieg nur zweitauſend Mann. Friedrich gewann dieſe Schlacht mit einem Heer von funfzigtauſend Mann, gegen das feindliche von neunzigtauſend, das der Prinz Karl von Lothringen anführte.

Die Oeſtreicher zogen ſich hierauf nach Böhmen zurük und der König folgte dem Prinzen von Lothringen. Es kam den

30 September bei Soor abermals zu einem Treffen. Friedrich, dessen Heer gegenwärtig nur aus achtzehntausend Mann bestand, muste gegen eine Armee von vierzigtausend Mann, ein Treffen wagen, und siegte über alle Erwartung seines Feindes. „Ich verdiente, bei Soor geschlagen zu werden — sagt Friedrich — wenn es nicht durch die Geschiklichkeit meiner Generale und die Tapferkeit meiner Truppen wäre verhindert worden.“ Nach der Schlacht schrieb der König an seinen Minister in Breslau: „Ich habe die Oestreicher geschlagen; habe Gefangne gemacht; singt das Te Deum.“ Der Verlust des vortreflichen Prinzen Albrecht von Braunschweig ward allgemein bedauert. Der König verließ hierauf Böhmen, bezog in Schlesien die Winterquartiere, und gieng bald hierauf nach Berlin zurük.

Kaum war Friedrich hier angekommen, als er von dem zu Berlin anwesenden schwedischen Gesandten erfuhr, welchen verderblichen Plan seine Feinde gegen ihn geschmiedet hatten. Zufolge dieses Plans sollten des Königs Staaten an mehrern Orten zugleich angegriffen werden. Der Prinz von Lothringen sollte durch die Lausiz in die Mark Brandenburg dringen, ein anderes Heer indessen Niederschlesien besezzen, und zehntausend Mann unter der Anführung des Generals Grün sich mit den Sachsen vereinigen und Magdeburg erobern. Nach diesem Plan war die Verabredung getroffen, daß Sachsen, Magdeburg und Halberstadt; die Königin von Ungarn aber Schlesien bekommen sollte. Ganz Berlin war über diesen eben so unerwarteten, als beinah unmöglich scheinenden Vorfall in Bewegung; Friedrich allein blieb gefaßt. Er ertheilte unge-

säumt Befehl, wie seine Truppen nach den von ihm bestimmten Gegenden marschiren sollten, und nahm denn von seiner Familie einen rührenden Abschied. An der Thür des Saals, worin er seine Mutter, Gemahlin, Schwester, Brüder verließ, traf er den Kabinetsminister Grafen von Podewill an, der ihm die Hand küssen wollte, allein Friedrich ließ dies nicht zu, sondern umarmte ihn und sagte: „Adieu mein lieber Graf! nehm er alles wohl in Acht, und wenn mir ein Unglük begegnen sollte, so denke er, daß er einen guten Freund verliert.

Indessen bekam der Fürst von Dessau Befehl, mit einem Heer von zwanzigtausend Mann in Sachsen einzurükken, und er besezte ohne den mindesten Widerstand Leipzig, Torgau und Meissen. Der König, der nach Schlesien gegangen war, bot dem König August Vergleichsvorschläge an, und da er diese nicht annahm, war er gewissermassen an der so blutigen Schlacht vom 15 December bei Kesselsdorf Schuld.

Der Fürst von Anhalt Dessau hatte einen gewissen persönlichen Haß gegen die Sachsen, und war entschlossen zu siegen, oder zu sterben. In seinem etwas rauhen Ton sagte er: „Ich werde etwas in Sachsen zurüklassen, das sie lange riechen sollen.“ Er machte sodann auf das verschanzte Lager der Sachsen einen Angriff. Ueber sechstausend Sachsen wurden zu Gefangenen gemacht und dreitausend blieben auf dem Wahlplaz. Der König stand in der Nähe von Meissen, um in dem Fall, wenn es unglüklich gehen sollte, dem Fürsten zu Hülfe zu kommen.

Der König gieng nach dieser für ihn so glorreichen Schlacht nach Dresden, hielt daselbst seinen Einzug, ließ das Te Deum

singen, Opern aufführen, Bälle und Concerte geben. Nach zehn Tagen — den 25 December — ward Frieden geschlossen. Die Hannöversche Konvenzion wurde von Oestreich und Sachsen angenommen; oder mit andern Worten: der Breslauer Frieden erneuert. Sachsen versprach: nie einen Feind des Königs durch sächsische Provinzen ziehen zu lassen. Die sächsischen Stände versprachen: daß sie für die noch rükständigen Brandschazzungen auf Ostern 1746 eine Million Thaler bezahlen und den preuß. Unterthanen ihre bei dem Obersteueramte stehenden Gelder in gewissen Terminen abtragen lassen wollten. Die Stadt Fürstenberg nebst dem Dorf Schidlo und dem Oderzoll ward gegen eine Vergütung an Preussen abgetreten. In Sachsen sollte die protestantische Religion nach dem westphälischen Friedensschluß geschüzt werden. Der König von Preussen erkannte Franzen, den Gemahl der Maria Theresia, als Kaiser, und zog sogleich seine Truppen aus Sachsen. Die Abtretung von Schlesien an den König von Preussen ward aufs neue bestätigt. Der König von Grosbritannien, als Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg, der Kurfürst von der Pfalz und der Landgraf von Hessenkassel waren in diesem Frieden mit eingeschlossen.

Jezt fieng Friedrich an wieder ganz für seine Staaten und für das Wohl seiner Unterthanen zu leben, und hielt die Stunden für die angenehmsten seines Lebens, welche er dazu angewendet, sein Land zu verbessern, den Wohlstand seiner Unterthanen zu befördern und ihr Glük zu befestigen. Dahin gehört sein eifriges Bestreben, das Justizwesen in der Art zu verbessern, daß die Instanzen vermindert, die Prozesse verkürzt,

und jeder Bürger und Unterthan sobald als möglich durch schleunige Hülfe, dem gerichtlichen Ausgang und der gesezmäßigen Entscheidung seiner Sache bald entgegen sehen konnte. Friedrich selbst entwarf ein Projekt zu einem neuen Gesezbuch, dessen weitere Ausführung er dem Großkanzler von Cocceji überließ. Allein selbst bei dem eisernen Fleiß dieses Mannes und bei der unglaublichen Thätigkeit, womit er sich der Sache annahm, blieb doch noch so manches zu wünschen übrig. In der Folge, vornämlich in den lezten Lebensjahren, suchte Friedrich auch diesen Mängeln abzuhelfen, indem er dem großen Staatsminister von Carmer den Auftrag gab, mit Zuziehung mehrer rechtsverständiger Männer, ein allgemeines Gesezbuch für die preuß. Staaten zu verfertigen. Friedrich erlebte nicht die Vollendung dieser wichtigen Sache. Sein großer Nachfolger Friedrich Wilhelm der Zweite, ließ dies allgemeine Gesezbuch 1791 publiciren, doch bekam es erst seit dem ersten Junius 1794 gesezliche Kraft, da es unter dem Titel: Allgemeines Landrecht für die preuß. Staaten, wirklich eingeführt wurde.

Den größten Theil der Landeseinkünfte wendete Friedrich nicht für sich, nicht zu seinen Vergnügungen an, sondern immer wieder zum Besten der Unterthanen, zum Besten der künftigen Generationen. Er ließ die morastigen Gegenden längs der Oder, von Swinemünde bis Küstrin; von Küstrin bis Wiezen; von Schwedt bis jenseits Stettin austroknen. Diese urbar gemachte Gegend bezog eine neue Kolonie von beinah vierthalb tausend Menschen. Diese Kolonisten widmeten sich größtentheils dem Akkerbau, und Friedrich war es, der ihnen den nöthigen

Vorschuß, Häuser, Vieh und Aussaat reichte, und sie einige Jahre lang von den gewöhnlichen Abgaben befreite.

Die Manufakturen wünschte der König vorzüglich gern in Aufnahme zu bringen Die Wollmanufakturen waren schon im Gang, allein, die grössere Volksmenge und der Debit im Auslande machte noch mehrere nothwendig. Die Seidenmanufakturen konnten ihre Waaren jezt in geringern Preisen so wohl, als in grösserer Menge liefern, weil der Seidenbau durch Anpflanzung der Maulbeerbäume stärker als vordem getrieben wurde. Es blieb beinah nichts übrig, was in den preuß. Staaten nicht eben so gut, öfters noch besser als im Auslande, gearbeitet und verfertigt wurde. Eben deswegen war es aber auch durchaus nothwendig, daß der König alle fremde Waaren verbot, damit der Debit der im Einlande verfertigten nicht geschwächt würde.

Zu Emden errichtete der König eine Handlungsgesellschaft, welche aber durch die ungeschikte Direktion ihrer Unternehmer nicht von langem Bestand war. Durch die neuen Finanzeinrichtungen betrugen die Einkünfte der Krone im Jahr 1756 eine Million zweimal hunderttausend Thaler mehr, als bei des Königs Regierungsantritt, ohne daß den Unterthanen neue Auflagen brauchten aufgelegt zu werden. Die Einkünfte von Schlesien und Ostfriesland sind dazu nicht gerechnet. Die Volksmenge in den preuß. Staaten belief sich in diesem Jahr an fünf Millionen.

Diese weit grössern Einkünfte des Staats suchte der König zum Besten seines Staats wieder in Umlauf zu bringen. Er verschönerte die Städte seiner Provinzen, indem er den Bür-

gern neue und bequemere Wohnhäuser erbauen ließ, die Vestungen in einen guten Stand sezte und für sich einige Lustschlösser aufführte. Vorzüglich ward Berlin und Potsdam dergestalt durch neue Häuser verschönert, daß ganze Straßen und Plätze von ihm eine durchaus veränderte Gestalt erhielten. Neue Dörfer bekamen durch ihn ihr Dasein, und Kolonisten Wohnungen und Vorschuß. Durch seine Milde wurden Kirchen, Wohnhäuser für Prediger und Schullehrer, Waisenhäuser und mehrere andere Gebäude entweder von Grund aus neu erbaut, oder doch wenigstens ansehnlich verbessert und erweitert.

Im Jahr 1746 war der Bau seines Schlosses zu Sanssouci geendigt, wo er als blosser Privatmann lebte, und es zu vergessen schien, daß er Beherrscher einer großen Monarchie war. An diesem stillen, einsamen Ort war es, wo Friedrich ganz für sich, für seine Freunde und für die Wissenschaften lebte. Hier war es, wo er seine vortreflichen Gedichte in französischer Sprache verfertigte. Hier schrieb er eine Brandenburgische Geschichte, als sie vor ihm noch keiner geschrieben. Hier arbeitete er auch an der Geschichte seiner Zeit und der beiden ersten schlesischen Kriege. Unter seinen Freunden, die ihm hier Gesellschaft leisteten, zeichnet sich unter andern Voltaire aus, der seit 1750 des Königs Gesellschafter war. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser wizzige Mann, der mehrere Meisterstükke geliefert, ganz für den König gemacht zu seyn schien. Selbst das freie, ungebundne Wesen, das er in Gegenwart des Königs äusserte, seine Laune und sein unübertrefbarer Wiz gefiel Friedrichen. Doch seine Satyre konnte der König nicht vertragen. Seine Händel mit Maupertuis, seine Abreise von

Berlin und der darauf erfolgte Bruch mit dem Könige, lassen sich sehr leicht erklären, wenn man mit seinem Karakter bekannt ist. Der König vergaß sehr bald die Beleidigungen des Dichters, söhnte sich mit ihm wieder aus und unterhielt so lange als er lebte, mit ihm einen Briefwechsel.

Der Markis d'Argens lebte auch schon damals am Hofe Friedrichs, verzürnte sich nie mit Voltaire und genoß dreißig Jahre lang, bis an seinen Tod, die Freundschaft und Gnade seines Königs. Andere Gesellschafter Friedrichs, Darget, de la Metrie, Algarotti, blieben entweder nicht lange bei dem Monarchen, weil sie den Zwang nicht vertragen konnten, oder sie wurden wie der zweite, dem König früh durch den Tod entrissen. Wer ein Gesellschafter Friedrichs seyn wollte, muste sich durch keine gemeine Kenntnisse, durch beissenden Wiz und fröhliche Laune auszeichnen. Er ehrte seine Freunde nach ihrem Tode durch Lobschriften, die er zu ihrem Ruhm aufsezte und in der Akademie der Wissenschaften ablesen ließ.

Diese Unterhaltungen Friedrichs mit seinen Freunden waren bloße Erholungen von seinen wichtigen Regentenpflichten, die er mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit erfüllte. Er durchreiste jährlich seine Provinzen, um mit eignen Augen zu sehen, wo Verbesserungen könnten angebracht werden, um die Bittschriften seiner Unterthanen selbst in Empfang zu nehmen, um so manche Klage, so manche Beschwerde selbst anzuhören, selbst zu untersuchen.

Jährlich hielt er zweimal mit den Regimentern seiner Hauptstadt sowohl, als mit denen, die in den Provinzen standen, große Waffenübungen. So wurden die Soldaten an

Märsche und mancherlei Strapazen gewöhnt, und der Krieg kam ihnen nicht ungewohnt vor, wenn sie in denselben ziehen sollten. Die jungen Edelleute wurden frühzeitig zu Kriegern gebildet. Friedrichs Heer war daher in der besten Verfassung, in dem Fall, wenn er es zur Vertheidigung seiner Staaten nöthig hatte; es war aber auch versehen mit allem, was zur Führung und Fortsezzung eines langen Kriegs erforderlich war.

So war der preuß. Staat, den ein weiser, philosophischer König beherrschte, glüklicher, als manche so gepriesene, von Unerfahrnen so laut gepriesene Freistaate, wo immerwährende Faktionen die Grossen, welche, vermöge ihrer Geburt und ihres Standes, Despoten der niedern Volksklasse sind, in Partheien zertheilen, und dadurch noch mehr die Ruhe und das Glük der Bürger untergraben. Das Band, welches alle Menschen mit einander verbinden sollte, die Religion, die aber nur leider allzuoft die Menschen von einander trennt, konnte jeder in den preuß. Staaten nach seinem Gewissen öffentlich bekennen, ohne daß eine gewisse herrschende Religion die andere unterdrükte, oder wenigstens einschränkte. Friedrich hielt den für den besten Christen, der der beste Bürger war.

Indessen sollte der preuß. Staat nicht ununterbrochen dies Glük geniessen, er sollte noch erst einen blutigen Krieg aushalten, ehe er zu der jezzigen Vollkommenheit gedieh. Maria Theresia fühlte um so schmerzlicher den Verlust der Provinz Schlesien, da Friedrich die Produkte dieses fruchtbaren Landes und die Industrie seiner Einwohner weit besser zu benuzzen wuste, da er weit mehrere Einkünfte, ohne den Unterthanen neue Abgaben aufzulegen, davon hatte, als das Haus Oestreich

vorher, bei einer schlechten Administration. Maria Theresia wuste einen groſsen Bund gegen Friedrichen in der Stille mit mehrern europäischen Mächten zu schlieſsen, indem sie die mächtigsten Fürsten auf den König von Preuſsen aufmerksam machte, und in ihr Interesse hinein zu ziehen verstand. Rußland, damals von der Kaiserin Elisabeth beherrscht, war leicht zu gewinnen, weil sich diese Monarchin von Friedrichen, wegen gewisser Aeuſserungen über ihren persönlichen Karakter, beleidigt fand. August der Dritte, König von Pohlen und Kurfürst von Sachsen, ganz von seinem ersten Minister, dem Grafen von Brühl, beherrscht, und ganz dessen Leitung überlassen, trat diesem Bündniß um so eher bei, weil ihm mancherlei Vortheile vorgespiegelt wurden. Zugleich wollte Graf Brühl seinen Privathaß, den er auf den König von Preuſsen geworfen, befriedigen. König Ludwig der Funfzehnte, vom Wiener Hofe gereizt, und durch Versprechungen der groſsen Eroberungen in Teutschland gewonnen, trat diesem Bündniß um so lieber bei, da er von Schweden unterstüzt ward.

Dieser gegen Friedrichen entworfne Plan, ihm nicht blos Schlesien wieder abzunehmen, sondern ihn wo möglich ganz zu Grunde zu richten, ward zum Glük noch früh genug entdekt. Eine Verrätherei, die wohlthätigste für einen ganzen Staat, gab ihm einen Aufschluß über eine Verbindung, die seinen gänzlichen Untergang zum Zwek hatte. Der sächsische Kanzleisekretär Menzel, überlieferte dem in Dresden befindlichen preuſs. Gesandten von Malzahn, die Originale der geheimen Depeschen zur Abschrift. Der König gewann dadurch Zeit, Maasregeln zu nehmen, nicht jenen Plan seiner Feinde

zu vereiteln, denn daran war nicht zu denken, sondern mit seiner stets zum Aufbruch bereiten Armee, in die Länder seiner Feinde einzurükken. Sein einziger Bundesgenosse war, König Georg der Zweite, von England.

Friedrich entschloß sich unter solchen Umständen sehr geschwind. Er ließ im August 1756 sechzigtausend Mann in Sachsen einrükken, überfällt im andern Monat, mit dem einen Theil seines Heers, die sächsischen Truppen, siebenzehntausend Mann stark, welche an der böhmischen Grenze unweit Pirna, ein vestes Lager bezogen hatten, indessen der andere nach Böhmen marschirt.

Die verbundenen Fürsten suchen ganz Europa auf diesen Schritt des Königs von Preussen aufmerksam zu machen, der mitten im Frieden in ein Land des teutschen Reichs dringt, ohne dem Fürsten desselben vorher den Krieg angekündigt zu haben. Friedrich vertheidigte sich ganz vortreflich durch die Nothwendigkeit eines solchen Schritts, der zu seiner eignen Selbsterhaltung erforderlich war. Es war nicht etwan ein von Friedrichen ersonnener Plan, sondern das, aus dem Dresdner Archiv herbeigeschafte, Original bewies unleugbar, daß die Abschrift vollkommen damit übereinstimmte.

Die Oestreichische Armee hatte sich indessen in Böhmen zusammengezogen, um den von den Preussen eingeschlossenen Sachsen zu Hülfe zu eilen. Der König verhinderte diese Vereinigung, indem er dem östreichischen General Brown eine Schlacht anbot. Friedrich greift die Oestreicher mit einer weit geringern Macht — den 1 Oktober — bei Lowosiz an. Sobald Friedrich sich des Dorfs bemächtigt hatte, so sahen sich die

Oestreicher gezwungen, zu weichen, und dem Könige das Schlachtfeld zu überlassen. Dies lange und blutige Treffen dauerte von des Morgens um 7 Uhr bis des Nachmittags um 3 Uhr. Der König schrieb vom Schlachtfelde an den Feldmarschall Schwerin: „Mit 14 Bataillons haben wir 72 feindliche und 300 Kanonen vertrieben. Ich sage Ihnen nichts von den Truppen; Sie kennen sie, aber so lange ich die Ehre habe sie zu kommandiren, habe ich noch nie dergleichen Wunder der Tapferkeit, sowohl von der Infanterie, als Kavallerie, gesehen."

Selbst nach dem Verlust dieser Schlacht machte Brown einen fruchtlosen Versuch die Sachsen zu befreien, allein, er sah nur zu bald ein, daß alle Mühe vergebens seyn würde, und zog sich nach Prag zurük. Die Sachsen, die mit dem Hunger und der Kälte zugleich kämpften, sahen sich genöthigt, das Gewehr zu strekken und sich den Preussen zu ergeben. Die ganze aus 14000 Mann bestehende sächsische Armee wurde in zehn preuß. Regimenter umgeschaffen, dabei nichts als die Uniform, die Fahnen und die Anführer verändert wurden. Auf die Bitte des Königs August, ihm die Grenadiere seiner Leibwache wieder zu geben, erfolgte Friedrichs Antwort: „Nein, ich will mir die Mühe ersparen, sie zum zweitenmal wegzunehmen."

Friedrich war zwar dem ihn bedrohenden Ungewitter auf die Art zuvor gekommen, allein er hatte es doch nicht völlig zertheilt. Seine Feinde wurden dadurch nur noch erhizter, und die Zahl derselben nahm überdem zu. Die Kaiserin Königin, Maria Theresia, suchte durch die Markisin von Pompadour, Maitresse Ludwig XV. von Frankreich, diesen Monarchen

in ihr Bündniß zu ziehen, indem sie die Besitznehmung Friedrichs von Sachsen, auf eine ihm höchst nachtheilige Art schilderte. Frankreich war bereit zu einer Verbindung mit Oestreich, und suchte auch noch England in dies Bündniß zu ziehn, welches aber einen solchen Antrag zurükwies. Glüklicher in ihrem Gesuch waren die Franzosen in Schweden, indem sie es dahin brachten, daß es Friedrichen den Krieg ankündigte.

Sonderbar war es, daß die verbundenen Mächte sich bereits in Friedrichs Staaten theilten, als wenn der Ausgang des Kriegs gar nicht zweifelhaft seyn könnte. Schweden sollte Pommern, Oestreich Schlesien, Rußland das Königreich Preussen, Sachsen das Herzogthum Magdeburg und Halberstadt, und Frankreich die westphälischen Provinzen bekommen; dem vom Thron gestürzten Könige wollte man aus Gnaden das Kurfürstenthum Brandenburg lassen.

Indessen lebte der preuß. Monarch den Winter zu Dresden in philosophischer Ruhe, gab Schauspiele, Concerte, Bälle und Maskeraden, gerade so, wie er in seiner Residenzstadt zu leben gewohnt war. Doch da Friedrich am wenigsten Gefahr ahndete, stand man ihm nach dem Leben. Man hatte seinen Kammerdiener Glasow bestochen, den Monarchen, seinen grosen Wohlthäter, mit Gift aus dem Wege zu räumen. Der schändliche Verbrecher hatte das Gift in die Chocolade gethan, welche Friedrich alle Morgen zu trinken pflegte. Jezt stellte er die Tasse vor dem Monarchen hin. Der König saß gerade in tiefen Betrachtungen, führte nicht wie gewöhnlich, die Tasse sogleich zum Munde; der Kammerdiener ward darüber bestürzt, glaubte, er sey verrathen, und Friedrich warte blos, zu wel-

chem Grad er sein Verbrechen zu treiben gedenke. Der Verräther sinkt nieder zur Erde und bittet um Gnade, indem er sein schwarzes Verbrechen eingestehet. Nachdem er in Gegenwart des Monarchen war verhört worden, wurde er in Ketten nach Spandau gebracht, wo er, abgesondert von allen übrigen Gefangenen, bald nachher starb. Es war dem Monarchen so viel an Verschweigung dieses Geheimnisses gelegen, daß auch nicht einmal einem Arzt erlaubt ward, diesen Unglüklichen in seiner lezten Krankheit zu besuchen.

Viele von den teutschen Reichsfürsten wollten Friedrichs Eindringen in Sachsen zur Reichssache machen, und droheten mit der Reichsacht, wenn er nicht unverzüglich seine Truppen aus der besezten Provinz herausziehen würde. Ob sich gleich sehr viele teutsche Fürsten weigerten ihre Stimme zur Reichsachtserklärung zu geben: so liessen sich doch die mehresten durch Furcht und Hoffnung auf Theresiens Seite ziehen, und es war nun wirklich so weit gekommen, daß man förmlich zum Reichsbann schreiten wollte. Der kaiserl. Notarius, Doktor April, überbrachte unter Begleitung zweier Zeugen, dem Kurbrandenburgischen Gesandten, Baron v. Plotho, die Citation. Plotho zeigte die gröste Verachtung gegen diese Vorladung, zwang den Ueberbringer, sie wieder zurük zu nehmen, schob ihn auch selbst zur Thüre heraus, und ließ ihn dann von seinen Bedienten weiter zum Hause herausbringen. Friedrich ward also durch die Entschlossenheit seines Ministers nicht in die Reichsacht gethan. Dafür ward nun eine Reichsexekutionsarmee von 120000 Mann in Vorschlag gebracht.

Friedrich, der fünf Feinde und das Reich gegen sich hatte, wurde deshalb doch nicht muthlos, er verließ sich auf seine gerechte Sache, auf seine vortrefliche Armee und auf seinen Verstand. Die Franzosen hatten die sämtlichen westphälischen Staaten des Königs ohne Widerstand besezt. Friedrich dringt in Böhmen ein und gewinnt — den 6 Mai 1757 — die blutige Schlacht vor Prag gegen den Prinzen Karl und General Brown. Des Königs eigner Verlust bei dieser fürchterlichen Schlacht betrug selbst an zwölf bis funfzehntausend Mann, und der Tod des großen Schwerin war allein einige tausende werth. Mit der Fahne in der Hand, munterte dieser Greis die schon weichenden Preussen auf, noch einen Versuch zu thun, und eine Kartätschenkugel zerschmetterte den Held während der Erfüllung seiner Pflicht, selbst sein Leben für seinen Monarchen aufzuopfern.

Prinz Karl warf sich mit dem Ueberrest seiner geschlagenen Armee in Prag hinein. Friedrich fieng die Belagerung an, konnte aber nicht viel ausrichten, weil die Belagerten einigemale tapfere Ausfälle wagten, und die Preussen nicht genug grobes Geschütz hatten, um die Belagerung mit Nachdruk fortzusezzen. Indessen bezog der östreichische General Daun, zwölf Tage nach der Schlacht bei Prag, sein Lager bei Kolin. Friedrich entschloß sich sogleich diesen Feind anzufallen; denn wenn er siegte, waren die Vortheile unendlich groß, und gewissermassen voraus zu sehen, daß seine Gegner sich sämtlich zu einen Frieden verstehen würden. Den größten Theil seines Heers ließ er daher unter dem Ritter Keith bei Prag stehen, nahm 12000 Mann um sich mit dem Herzog von Bevern zu

vereinigen, und dann dem Feldmarschall Daun eine Schlacht anzubieten.

Daun hatte zwischen Kolin und P'anian sein Heer in Schlachtordnung gestellt, und erwartete in dieser sehr vortheilhaften Lage unerschrokken den Angrif der Preussen. Friedrich verrieth bei der ganzen Anordnung der Schlacht ausserordentlich viel Einsicht, seine Soldaten stritten als Helden, siebenmal brachte er sie zum Angrif, der um so gefährlicher war, da Daun seine vortheilhafte Stellung durchaus nicht verändern wollte. Und doch hätten die Preussen beinah den Sieg errungen, wenn nicht ein neuer Angrif der Feinde sie daran verhindert hätte; hierzu kam noch ein Fehler bei der Ausführung des Angrifs, der vornämlich den Verlust der Schlacht nach sich zog. Friedrich ward zum Rükzug gezwungen und überließ des Abends um 9 Uhr den Oestreichern das Schlachtfeld. Dieser einzige Tag kostete ihm über sechstausend Mann seiner besten Truppen, und ausserdem waren über zwölftausend theils verwundet, theils gefangen und verlaufen.

Den andern Tag schrieb Friedrich an den Milord Marshall: „Das Glük hat mir den Rükken zugekehrt. Es ist ein Weib, und ich bin nicht galant.“ — „In der That, ich hätte mehr Fußvolk mit mir nehmen sollen. Das Glük, mein lieber Lord, giebt uns eine gefährliche Sicherheit. Drei und zwanzig Bataillonen waren nicht genug, um sechszigtausend Mann aus einem vortheilhaften Posten zu treiben. Ein andermal wollen wir unsere Sache besser machen.“ Zwei Tage nach dieser verlornen Schlacht, muste der König die Belagerung von Prag aufheben.

Zu diesem Unglük, das gegenwärtig Friedrichen zu verfolgen schien, kam noch in demselben Monat ein neues dazu. Er verlohr — den 28 Jun. — seine Mutter, die er stets so zärtlich geliebt hatte. Sie starb, diese vortrefliche Fürstin, im ein und siebenzigsten Lebensjahr. Sie genoß das seltene Glük, die Tochter, Gemahlin, Schwester, Mutter, Schwiegertochter und Schwiegermutter eines Königs, auch Mutter und Schwiegertochter einer Königin gewesen zu seyn. „Ich hatte diese Fürstin — schreibt ihr Sohn in seinem unsterblichen Werke, von seiner Mutter, die man nach seiner Thronbesteigung nicht verwittwete Königin, sondern Königinmutter nennen muste — stets als eine zärtliche Mutter geehrt und geliebt; ihre Tugenden und großen Eigenschaften wurden von allen denen bewundert, die das Glück hatten, sich ihr zu nähern. Ihr Tod veranlaßte keine Staats- oder Gewohnheitstrauer; aber ein allgemeines Wehklagen. Die Großen beseufzten den Verlust ihres gefälligen Umgangs, die Niedrigen ihre Gutherzigkeit, die Armen vermißten ihre Zuflucht, die Unglüklichen ihre Hülfe, die Gelehrten ihre Beschüzzerin, und jedes Glied ihrer Familie, welches das Glük hatte, ihr näher anzugehören, glaubte einen Theil seines Selbst verloren zu haben, und fühlte durch den Schlag, welcher sie der Welt entriß, sich stärker als sie selbst getroffen."

Unter den gegenwärtigen Umständen war es nothwendig, daß Friedrich seine eigne Provinzen zu deken suchte; denn nach der Koliner Schlacht vereinigten sich alle Feinde des Königs in seine Staaten einzufallen, und er muste von den Russen, Franzosen, Schweden und Reichstruppen nächstens

einen Besuch erwarten. Die preußischen Provinzen liegen zu zerstreut, als daß es dem König möglich war, in seiner Lage sie alle von feindlichen Ueberfällen zu beschüzzen.

Ausserordentlich groß war die Liebe der preuß. Unterthanen für ihren König, die sich in wahrem Patriotismus äusserte. Die Landstände in Pommern, in der Mark Brandenburg, in Magdeburg und Halberstadt, brachten auf ihre Kosten eine Landmiliz von 12000 Mann zusammen; alles Soldaten, die nicht zum Militärcantons gehörten. In Stettin wurde eine kleine Marine errichtet, die aus zwei Fregatten von zwanzig, drey Galeeren von zehn und neun andern Fahrzeugen von sechs Kanonen bestand. Nach der Schlacht bei Kolin fehlte es der preuß. Kavallerie an Pferden. Die Einwohner von Magdeburg und Halberstadt lieferten, auf die Vorstellung des damaligen Präsidenten Blumenthal, dem König ihre Pferde. Von dem höchsten bis zum niedrigsten Stande, beeiferte sich Jedermann um die Wette, dem Monarchen dies kleine Opfer zu bringen, indem der Adel eine Zeitlang der Bequemlichkeit des Fahrens entsagte, und der Bürger und Bauer bei Bestellung seines Akkers mit wenigern Pferden sich zu behelfen suchten. So kamen 4000 Pferde zum Dienst der Reuterei zusammen.

Indessen waren der Prinz Karl und der General Daun in die Lausiz eingedrungen, und der Paß von Gabel gieng für die Preussen verloren. Die schöne Manufakturstadt Zittau wurde von den Oestreichern eingeäschert. Laudon betrat jezt zum erstenmal das Kriegstheater an der Spizze von 2000 Kroaten. Der General Daun bezog an der Neisse ein vestes Lager, und

wagte es nicht, sich mit Friedrichen in eine Schlacht einzulassen.

Das große französische Heer unter dem Marschall Etrees, gieng über den Rhein und die Weser, und nahm die Vestung Wesel, die Herzogthümer Cleve und Ostfriesland in Besiz, und durchstreifte ganz Westphalen. Die Hannöverischen, Braunschweigischen und Hessischen Bundesgenossen, die sich mit einigen Tausend Preussen vereinigt hatten, machten nicht mehr als 40000 Mann aus, die also dem französischen Heer 100000 Mann stark, unmöglich die Spizze bieten konnten. Der Herzog von Cumberland, der die vereinigte Armee anführte, verlohr den 26 Jul. ein Treffen gegen den französischen Feldherrn. Durch diesen Sieg war es möglich, daß die Franzosen von allen westlichen Provinzen und Städten Besiz nahmen. Der Herzog von Richelieu bekam bald hernach das Kommando über die französische Armee und plünderte und raubte in den eroberten teutschen Provinzen über alle Vorstellung. Der Herzog von Würtemberg vergieng sich an seinem Wohlthäter, den König von Preussen, an dessen Hofe er war erzogen worden, dermassen, daß er alle seine Truppen in französischen Sold gab.

Der König ward unter diesen Umständen, da sich seine Feinde immer vermehrten, genöthigt, sein Heer in verschiedene Korps zu vertheilen. Diese Zerstreuung benuzte der östreichische General Haddik und fiel mit viertausend Mann in die Mark ein und wagte sich sogar bis vor Berlin. Nachdem er hier eine ansehnliche Brandschazzung ausgeschrieben hatte, verliess er die Stadt, und einige Stunden nachher kam der General Seydliz mit dreitausend Mann daselbst an.

Der Feldmarschall Lehwald, der in Preussen stand, konnte dem unweit stärkern russischen Heer freilich nur 24000 Mann entgegenstellen, allein er wagte es doch, mit diesem kleinen Haufen die Russen — den 30 August — in ihren Verschanzungen bei Großjägerndorf anzugreifen. So sehr auch anfangs das Glük auf der Seite der Preussen war, sah sich Lehwald doch zulezt genöthigt, das Schlachtfeld dem Feinde zu überlassen.

Die Russen hatten von diesem Siege keinen sonderlichen Nuzzen, indem der Großkanzler Bestuchef durch englisches Geld sehr leicht dahin gebracht wurde, das russische Heer zurük zu rufen. Der Großfürst, Nachfolger der Kaiserin Elisabeth, war ein grosser Verehrer des Königs von Preussen, und verhinderte so Manches, das gewiß geschehen wäre, wenn die Befehle der Monarchin genau wären vollzogen worden.

So fürchterlich auch Friedrichs Lage war, indem er nah und ferne Feinde fand, die sich zusehens vermehrten, wünschte er doch die vereinigten Franzosen und Reichsvölker zu einer Schlacht zu bringen. Es war den 5 November als bei dem Dorf Roßbach in Sachsen, eine Meile von Lützen, eine der merkwürdigsten Schlachten gehalten ward. Das französische Heer unter Anführung des Prinzen von Soubise mit den Reichstruppen machten zusammen 60000 Mann aus, Friedrichs Heer belief sich aber nur auf 22000 Mann. Es war kaum daran zu denken, daß der König gegen eine so gewaltige Uebermacht den Sieg davon tragen konnte. Er wuste aber die Franzosen aus ihrer vortheilhaften Stellung herauszulokken, indem er solche Bewegungen machte, daß sie glauben musten, er wollte sich wirklich zurükziehn. Die Franzosen wurden auf

die Art gefangen, sie verloren durch des Königs List eine Schlacht, die sie allem Vermuthen nach gewinnen mußten. Die Preussen erfochten über die Franzosen den glorreichsten Sieg mit so geringem Verlust von ihrer Seite, daß man beinah kein ähnliches Beispiel aufweisen kann. Dieser so unerwartete Sieg der Preussen, machte einen sonderbaren Eindruk auf die Feinde derselben. Für die Königin von Pohlen war diese Nachricht ein fürchterlicher Schlag, der ihr Leben verkürzte.

Die geschlagenen vereinigten Kriegesheere entfernten sich auf verschiedenen Wegen aus Sachsen, und Friedrich eilte mit seinem siegreichen Heer nach Schlesien. Unterweges erfuhr der König, daß — den 12 Novemb. — Schweidnitz von dem östreichischen General Nadasti erobert, der Herzog von Bevern — den 22 November — von dem Prinzen Karl von Lothringen geschlagen sei, und Breslau sich ebenfalls nun in den Händen der Oestreicher befinde. Durch die Eroberung zweier Vestungen schienen die Oestreicher sich im Besiz von Schlesien zu erhalten, und Friedrichs Lage war dadurch trauriger als jemals. Allein der König wagte es mit etwan dreissigtausend Mann die östreichische Macht von neunzigtausend Mann anzugreifen.

Beide Heere standen — den 5 Decemb. — auf einer unabsehbaren Ebne bei dem Dorfe Leuthen. Die Oestreicher verliessen sich auf ihre Macht, die Preussen auf ihre Taktik. Die Stärke der Preussen in den künstlichen Bewegungen und Schwenkungen verschafte ihnen den Sieg über die Oestreicher. Nach Verlauf von drei Stunden war die Sache entschieden. Die Preussen machten auf dem Schlachtfelde 21000 Gefangene,

eroberten 134 Kanonen nebst 59 Fahnen. Von den Oestreichern waren 6500 todt oder verwundet, und 6000 Ueberläufer giengen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der preuß. Verlust war 2660 Todte und Verwundete. Nach diesem blutigen Treffen gieng Friedrich auf dem Schlachtfelde umher, ward mit einemmal nachdenkend, kehrte plözlich seine Augen von diesem gräßlichen Schauspiele ab, und rief mit starker Stimme aus, daß es seine Begleiter hören konnten: „Wenn werden doch einmal meine Leiden aufhören!"

Die Folge von diesem Siege war, daß Breslau sowohl als Liegniz, sich in einigen Wochen in den Händen der Sieger befand. Wenn man die Gefangenen zusammen rechnen wollte, welche der König in kurzer Zeit gemacht, so würden sie weit mehr betragen, als sein eignes Kriegsheer. Der Kaiserin kostete dieser Feldzug mehr als 70000 Menschen; die wenigen, die sich aus den Schlachten retteten, waren ein schlecht disciplinirtes Korps ohne Kanonen, Fahnen und Bagage, die mit der Kälte und dem Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen kämpfen mußten, und endlich unter Furcht und Hoffnung die böhmischen Gebirge erreichten.

Bei allen diesen großen Vortheilen, welche Friedrich über Maria Theresia in so kurzer Zeit erlangte, war er bereit und willig zum Frieden, und bot ihn seinen erklärten Feinden freiwillig an, ohne davon einen andern Vortheil zu ziehen, als sich den Besiz von Schlesien zu verschaffen. „Sie werden sehen — heißt es in dem Brief an die Kaiserin — daß sie ihre Länder ins Verderben stürzen, daß sie an Vergiessung so vieles Bluts Schuld sind, und daß sie den nicht überwinden können,

der, wenn sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, so wie er ihr naher Verwandter ist, mit ihnen vereinigt, die ganze Welt hätte zittern machen können.“ Maria Theresia erklärte sich nicht, ob sie die Anerbietungen, welche ihr Friedrich that, annehmen wollte; ihr Stillschweigen war daher so gut, als eine verneinende Antwort.

Das standhafte Ausdauren des Königs, sein unglaubliches Königsglük und die so ganz vereitelten Absichten seiner Feinde, trugen nicht wenig bei, daß alle seine Gegner Ruhe und Erholung wünschten, die ihnen eben so nöthig waren, als ihm selbst. Nie vielleicht wird man Beispiele von so unerwarteten, schnellen und erstaunungswürdigen Veränderungen des Glüks-wechsels in der Geschichte aufstellen können. Nie vielleicht war die Gegeneinanderstellung zwischen Anschein und Erfolg so äusserst sonderbar und überraschend. Die beiden lezten Monate dieses Jahres sind unstreitig die merkwürdigsten in Friedrichs Leben. Nie hatte man so einleuchtend bemerkt, wie seine Geistesgegenwart und sein Genie sich seinen Truppen unbemerkt mittheilte, und ihnen jene Thätigkeit und jenen Heldenmuth einflößte, wodurch sie ihren Feinden furchtbar wurden. Man wird in kein geringes Erstaunen gesezt, wenn man sieht, daß das Genie eines einzigen Mannes den wirkenden Einfluß auf eine Armee von zwanzigtausend hat, daß diese eine Macht von hunderttausend Mann, — welches wirklich unglaublich zu seyn scheint — überwinden und schlagen kann. Man erstaunt über einen Mann, der mit einem kleinen Korps sich einer halben Million Feinden entgegenstellt, und alle ihre Projekte vereitelt. Wenn man aber bedenkt, daß dieser Mann alle diese Arbeiten

übernahm, zur Vertheidigung seiner Staaten, seiner Ehre, seiner Freiheit: so gehet dies Erstaunen in Bewunderung über, und man folgt ihm mit wahrer Theilnehmung bei der Ausführung aller seiner Unternehmungen. Diese ungeheuchelte Theilnehmung erwarb sich Friedrich bei einem sehr großen Theil seiner Zeitgenossen.

Die Engländer, die für alles enthusiastisch eingenommen sind, was groß und erhaben ist, äusserten laut ihre Bewunderung über die Thaten Friedrichs, über seine Siege und vornämlich über seine Standhaftigkeit bei allen Gefahren, von denen er so oft umgeben ward. Durch die Vorstellung des großen englischen Ministers Pitt, wurden ihm vom Parlement 670000 Pfund Sterling — etwan vier Millionen Thaler Subsidiengelder — bewilligt. Hieraus wurden zehn Millionen preußisches Geld geschlagen. Dies Geld war von weit geringerm Gehalt, als es nach dem gewöhnlichen Münzfuß seyn sollte, indem es nach Verhältniß, was es im Cours galt, kaum einen Drittheil innern Werth hatte.

Der geringe Werth dieser Münzsorten ward im Anfang kaum bemerkt und nur nach und nach stieg der Preis der Victualien und Lebensmittel; allein, selbst in den leztern Jahren des Kriegs, wo das Geld am geringsten innern Werth hatte, stand der Preis der Waaren mit dem richtigen Werth des Geldes, doch noch nicht in dem rechten Verhältnis. Diejenigen von den preußischen Unterthanen, welche in königl. Bedienungen standen, verloren offenbar dabei, alle übrige, also die meisten in den preuß. Staaten hatten bei dieser Veränderung des Geldes nicht nur keinen Schaden, sondern sie gewannen dabei so-

gar offenbar. Dahin rechne ich vorzüglich alle Pächter von Ländereien, alle Akkerinteressenten und Bauern; so auch Handwerker, Künstler, Kaufleute, selbst Fabrikanten, die freilich ihre Waaren nicht ganz nach dem Werth des veränderten Geldes anschlugen, allein, den Preis derselben gewöhnlich noch höher bestimmten, als sie diese, nach Abzug des Einkaufs der rohen Materialien und der übrigen Unkosten hätten verkaufen können. Häuser, Aekker, überhaupt alle Grundstükke, stiegen nothwendig bei dem leichten Gelde, aber der Preis derselben ward bei weitem nicht nach dem wahren innern Werth dieser Münzsorten erhöhet; daher hatte der Käufer dabei jedesmal ansehnliche Vortheile, wenn gleich der Verkäufer, der von dem wahren Werth dieses Geldes nicht unterrichtet war, oft über die ansehnliche Summe Geldes erstaunte, dafür er seine Grundstükke weggegeben hatte.

Der neue Feldzug ward von den Preussen damit angefangen, daß sie das den Winter durch blokkirte Schweidnitz zu belagern anfiengen und diese Vestung — den 16 April 1758 — mit Sturm eroberten. Indessen drangen die Russen in Preussen, Pommern und die Neumark ein, so daß Friedrich genöthigt ward, die bereits angefangene Belagerung von Olmütz aufzuheben und den Russen entgegen zu gehen. Sie bezeichneten ihren Marsch mit allen Arten von Grausamkeiten, raubten, plünderten und mordeten Unbewafnete und Wehrlose, wo sie nur hinkamen. Es schien ihnen gleichsam Vergnügen zu machen die Stadt Küstrin in einen Schutthaufen zu verwandeln, da sie nicht vermögend waren, die Vestung einzunehmen. Friedrich eilte, ihnen in ihren Grausamkeiten Einhalt zu thun.

Es war am 25 August, als er bei Zorndorf die so entscheidende Schlacht gegen die Russen lieferte. Er besiegte mit 30000 Mann Preussen 50000 Russen. Der König verfolgte den fliehenden Feind bis nach Landsberg.

Indessen suchten die Oestreicher Friedrichs Abwesenheit zu benuzzen. Prinz Heinrich sah sich genöthigt, sich nach Dresden zurük zu ziehen, um wo möglich durch mannichfaltige Operationen seinen Posten gegen die zahlreichen Feinde zu behaupten. Die Feinde des Königs die ihre Ueberlegenheit kannten, waren eben im Begrif einen großen Plan zu entwerfen, als sie an der Ausführung desselben gehindert wurden, da es mit einemmal hieß: Friedrich kommt! Daun suchte so viel als möglich, eine Schlacht zu verhindern, weil er den glüklichen Ausgang derselben nicht mit Gewisheit vorher sehen konnte. Dagegen schien es ihm sicherer zu seyn, den König mit List zu überfallen. Es gelang wirklich dem östreichischen General, den 14 Oktober des Morgens um 5 Uhr den König bei Hochkirch in der Lausiz zu überfallen, und viele von den preußischen Kriegern im Schlaf zu erwürgen.

Friedrich entfernte sich eine halbe Stunde vom Schlachtfeld, bezog ein wohlverschanztes Lager und wünschte dem Feinde eine ofne Feldschlacht anbieten zu können. Weil aber Daun alle Gelegenheit dazu auf das sorgfältigste vermied, so benuzte der König diese, um sowohl Kriegsbedürfnisse als auch eine Verstärkung von 6000 Mann an sich zu ziehen. Mit diesem Heer wandte er sich nach Schlesien und entsezte den 5 November die Vestung Neiß; die Vestung Cosel ward ebenfalls von

östreichischer Besatzung befreiet und Schlesien befand sich nun wieder in den Händen des Königs.

Dann glaubte unter solchen Umständen die wichtigsten Städte in Sachsen erobern zu können, allein die Tapferkeit eines Schmettau, und die Annährung Friedrichs aus Schlesien, hinderte ihn an diesem Unternehmen. Er muste mit seinem Korps die Winterquartiere beziehen. Die Schweden thaten in diesem Feldzuge noch weniger als in dem vorigen. Die Russen zogen sich zurük nach Pohlen, nachdem sie Kolberg nicht erobern konnten, das der tapfere Heyde mit so vielem Ruhm vertheidigte.

Der folgende Feldzug von 1759 schien anfänglich für die preussischen Waffen nicht günstig zu seyn. Der General von Wedel, der an die Stelle des beim König in Ungenade gefallenen General Grafen von Dohna gekommen war, bekam Befehl, die Russen anzugreifen, um ihre Vereinigung mit den Oestreichern zu verhindern. Laudon wollte mit 30000 Mann zu den Russen stossen. Wedel grif, um diese Vereinigung zu verhindern, den östreichischen General, den 23 Jul. bei Züllichau an, war aber so unglüklich, die Schlacht zu verlieren. Es geschah also diese Vereinigung der Russen mit den Oestreichern. Dies bewog den König, seinem Bruder Heinrich die Vertheidigung Schlesiens zu überlassen, und das vereinigte Heer der Oestreicher und Russen selbst anzugreifen. Diese Schlacht geschah zwischen Frankfurt und Kunersdorf den 12 August. Anfangs war der Sieg auf der Seite der Preussen, allein am Ende des Treffens behielt die vereinigte Armee das Schlachtfeld und behauptete den Sieg mit einer gänzlichen Nie-

derlage der Preussen. Am Tage nach der Schlacht hatte der König von 40000 Mann kaum 1000 mehr beisammen.

Doch der König behielt seine bekannte Standhaftigkeit, und da die Feinde ihren Sieg nicht zu benuzzen wusten, so wuste er auch solche Maasregeln zu treffen, daß sein Verlust ihn nicht ganz niederdrükken konnte. Er vereinigte sich mit dem Prinzen Heinrich, nachdem derselbe zweimal die Oestreicher geschlagen hatte. Dresden kam in die Hände der Oestreicher, allein Schlesien und Brandenburg befreiete er von seinen Feinden.

Der folgende Feldzug 1760 eröfnete Friedrichen keine erfreulichern Aussichten, indem seine Feinde ihn jezt zwingen wollten, entweder Sachsen oder Schlesien preis zu geben, um sich gewissermassen wegen der vielen aufgewandten Kosten schadlos zu halten. Dies feuerte den König nur noch mehr an, seine ganze Thätigkeit aufzubieten, gerade da zu seyn, wo die Gefahr am stärksten war, um durch seine Gegenwart den Muth und die Tapferkeit seiner Soldaten anzufachen. Die Russen verheerten einen Theil der Brandenburgischen Staaten. Das von Heyden gegen die Russen vertheidigte Kolberg ward von dem General Werner entsezt. Der General Fouquet konnte mit seinem kleinen Korps nur schwach Schlesien vertheidigen, und war so unglüklich den 23 Junius von dem östreichischen General Laudon beinah mit seiner ganzen Mannschaft gefangen genommen zu werden. Der König eilt nach Schlesien, das jezt völlig unbesezt war, um Breslau zu retten, das Laudon belagerte. Prinz Heinrich war zu demselben Ende dahin marschirt, um sich mit seinem Bruder, dem König, zu vereinigen, und so gemeinschaftlich den Feind anzugreifen. Mit einemmal

sieht sich Friedrich von vier Heeren umringt, die zusammen mehr als hunderttausend Mann stark sind. Sein Entschluß ist kurz gefaßt. Er verläßt in der Nacht sein Lager, da er in Erfahrung gebracht, daß man ihn von vier Orten zugleich angreifen wollte. Er zog Laudon — den 15 August — bei Liegnitz entgegen, und schlägt ihn des Morgens früh um 5 Uhr, nachdem die Schlacht nur zwei Stunden gedauert hatte. Die Feinde des Königs nahmen die Flucht. Die Russen verliessen das linke Ufer der Oder, und die Oestreicher zogen sich in die Gebirge zurük.

Indessen konnte Friedrich es nicht verhindern, daß Oestreicher, Russen und ein Theil der Reichsarmee, sich seiner Hauptstadt bemächtigten; allein eben so schnell verliessen sie auch dieselbe, als sie hörten, daß der König sie von da vertreiben wollte. Sachsen war aber für den König verloren, und er muste suchen dasselbe wieder zu bekommen; allein nie konnte er auf den Besiz dieser Provinz rechnen, wenn er sich nicht durch eine gewonnene Schlacht den Eingang dazu verschafte. Daun merkte die Absicht des Königs und suchte auf alle Art eine Schlacht zu vermeiden. Er hatte mit dem Kern der östreichischen Armee auf den Anhöhen bei Torgau ein vestes Lager bezogen. Der König hatte sich einmal vorgenommen, den Feind anzugreifen, und kehrte sich also wenig daran, daß sein Gegner eine so vortheilhafte Stellung hatte und ihm an Macht überlegen war. Die Schlacht begann den 3 November Nachmittags um zwei Uhr und endigte sich um halb zehn Uhr. Daun vertheidigte sich vortreflich, allein er muste den Preussen das Schlachtfeld überlassen und sich in derselben Nacht über die

Elbe zurükziehen. Ganz Sachsen, Dresden allein ausgenommen, befand sich nun wieder in den Händen der Preussen, wo sie auch ihre Winterquartiere nehmen konnten. Friedrich konnte jezt Truppen nach Schlesien, nach der Mark und nach Pommern schikken und diese Provinzen von ihren Feinden befreien; ja er konnte sogar ein Korps von 8000 Mann zum Herzog Ferdinand stossen lassen.

Unter diesen Umständen wünschten die kriegführenden Mächte zwar Frieden, allein jeder Theil wollte sich keine Aufopferung gefallen lassen, sondern hebung sich überdem sehr ansehnliche Vortheile aus. Georg der Zweite, König von England, war im Oktober 1760 gestorben, und unter der neuen Regierung hörten die englischen Subsidien an Preussen auf. Dies bewog Friedrichen im folgenden Feldzug — 1761 — den Krieg blos vertheidigungsweise fortzusezzen. Heinrich blieb in Sachsen, Friedrich eilte nach Schlesien, wo er aber doch die Vereinigung der Oestreicher und Russen nicht verhindern konnte. Er bezog mit 50000 Mann ein vestes Lager bei Bunzelwitz, ohnweit Schweidnitz; die Macht seiner vereinigten Feinde belief sich auf hundert und dreißigtausend Mann. Es wäre die äusserste Verwegenheit gewesen, wenn es der König unter solchen Umständen hätte wagen wollen, dem Feinde eine Schlacht anzubieten, denn selbst ein Sieg wäre für ihn kein Gewinn gewesen. Alles was er that, bestand darin, sein Lager sorgfältig zu verschanzen und seine Batterien mit 150 Kanonen aus Schweidnitz zu verstärken. Die Feinde waren aber nicht abgeneigt, eine Schlacht zu wagen, indessen war man noch un-

schlüßig, wie man ein solches Unternehmen eigentlich anfangen sollte.

Bei den Russen fieng zuerst Mangel an Lebensbedürfnissen zu herrschen an, wodurch sie genöthigt wurden sich nach ihren Magazinen zurük zu ziehen. Dies bewegte Friedrichen, seine Stellung zu verändern, und sein Hauptquartier in Strehlen zu nehmen. Hier wäre er beinah durch die Verrätherei des Baron von Warkotsch aufgehoben worden, wenn nicht ein treuer Jäger diese verruchte That noch frühzeitig entdekt hätte. Indessen hatten die Oestreicher und Russen Schweidnitz mit Sturm eingenommen und der tapfere Heyden sah sich genöthigt, Kolberg an die Schweden und Russen zu übergeben.

Friedrichs Lage schien jezt mißlicher zu seyn, als jemals, und es blieben ihm beinahe keine Aussichten übrig, im folgenden Feldzug — 1762 — den Krieg fortzusezzen, wenn sich nicht für ihn ein besonders glüklicher Umstand ereignet hätte. Seine geschworne Feindin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, starb — den 25. Decemb. 1761 — und ihr Nachfolger Peter III. der als Großfürst immer dem König zugethan gewesen war, ward nun sein Freund und Bundesgenosse. Auf diesen Frieden folgte auch der mit Schweden und Preussen.

So war mit einemmal der Kriegsschauplaz verändert. Die Russen, welche vorher seine Feinde gewesen waren, vereinigten sich jezt mit ihm, und die Lage seiner Feinde wurde jezt sehr mißlich. Der König machte Anstalten zum Entsaz von Schweidnitz und beunruhigte seine Feinde durch Einfälle in Böhmen, Mähren und das östreichische Schlesien. Doch jene glükliche Lage schien für Friedrichen nur von kurzer Dauer zu

seyn, indem Peter III. von seiner Gemahlin seines Throns entsezt wurde und bald nachher sein Leben verlor, und die nunmehrige Beherrscherin, Katharina II. keine günstigen Gesinnungen für Friedrichen zu hegen schien. Denn sie glaubte, daß er Veranlassung dazu gegeben, daß ihr Gemahl so manche Neuerungen gemacht, und den Vorsaz gehabt, sie in ein Kloster einzusperren. Allein sehr bald wurde sie durch die unwiderlegbarsten Beweise vom Gegentheil überzeugt, und nahm sogleich den Befehl zurük, daß sie den Krieg mit Preussen erneuern wollte. Allein die Russen musten sich von den Preussen trennen.

Nun wurde Schweidnitz von den Preussen belagert. Daun, der die Vestung entsezen wollte, verlor gegen den Herzog von Bevern, die Schlacht bei Reichenbach, und Schweidnitz ergab sich den 9 Oktober. Prinz Heinrich, der Sachsen behauptete gewann den 29 Oktober die Schlacht bei Freiberg gegen die Oestreicher. Friedrich schloß mit den Oestreichern einen Waffenstillstand und bezog mit seiner Armee in Schlesien, Sachsen und der Lausiz die Winterquartiere. Unter solchen Umständen konnte der König auch noch das folgende Jahr einen Feldzug aushalten, wenn die übrigen Kriegführenden Mächte den Krieg fortzusezzen Lust gehabt hätten. Allein jeder sehnte sich nach einem siebenjährigen Krieg nach Ruhe und Frieden. Der König, der nie abgeneigt war Friedensvorschläge anzuhören, bot sogleich freundschaftlich die Hand, als seine Feinde sich zum Frieden geneigt fanden. So ward — den 15 Febr. 1763 — zu Hubertsburg zwischen Oestreich, Preussen und Sachsen, von den dazu ernannten Gevollmächtigten, dem östreichischen Hof-

rath von Kollenbach, dem damaligen preuß. Legationsrath von Herzberg und dem sächsischen Geheimenrath von Fritsch, dergestalt geschlossen, daß die im Krieg eroberten oder besezten Länder geräumet und von jeder Seite auf Entschädigung Verzicht gethan werden sollte.

Friedrich konnte nun für den Wohlstand und die Aufnahme seiner Staaten väterlich sorgen, und that auch dies, als vielleicht noch kein König gethan hat. Sein vornehmstes Augenmerk gieng dahin, die bereits in seinen Provinzen angelegten Manufakturen in grössere Aufnahme zu bringen, und für die Anlegung neuer bedacht zu seyn, indem er die Unternehmer derselben mit hinlänglichen Vorschuß unterstüzte. Solche Maasregeln waren für ein armes Land äusserst nothwendig. Diese Manufakturen verschaften sehr vielen Menschen hinreichendes Auskommen, und durch den Absaz der Fabrikwaaren kamen ungeheure Summen in die preußischen Staaten. Diese so ergiebigen Hülfsquellen waren von der Art, daß sie nie erschöpft wurden, sondern von Jahr zu Jahr mehr eintrugen, und endlich den preußischen Staat zu dem reichsten in Europa machten.

Im Jahr 1772 theilten sich die drey Mächte Preussen, Rußland und Oestreich in ein groß Theil von Pohlen. Der preußische Hof machte auf Pohlnischpreussen, Pomerellen und einen Theil von Großpohlen, wie auch auf einige andere Landschaften der Republik Pohlen Ansprüche, die alle mit den dazu gehörigen Beweisgründen belegt wurden. Rußland nahm den Theil von Pohlen, wo der Fluß Wolla die Grenze macht, von ihrem Ursprung an, bis sie in die Niemen fällt, und von dem

Ursprung des Flusses Beneſina bis nach Rzeczyca, wo er sich in die Dniper ergießt. Dieser Theil von Pohlen, den Rußland bekam, machte dreimal mehr aus, als der Antheil, den Preussen für sich erhielt. Dafür war es aber auch ein rohes und unbewohntes Land, worein viele Summen vorher gesteckt werden mußten, ehe man große Vortheile und Einkünfte davon zu erwarten hatte. Oestreichs Antheil erstreckte sich von dem ganzen linken Ufer der Weichsel längst den Salzquellen, bis an den Ort, wo die Wiroy sich in diesen Fluß ergießt, nächstdem erhielt es Belz und einen großen Theil von Volhinien. Preussens Antheil betrug neunhundert, Oestreichs Antheil zweitausend siebenhundert und Rußlands Antheil dreitausend vierhundert und vierzig Quadratmeilen. Zu diesem ansehnlichen Strich Landes, den der König mit seinen Staaten vereinigte, gehörten acht und zwanzig Städte, fünf hundert und zwanzig Dörfer, welche von neun und achtzigtausend einhundert fünf Seelen bewohnt wurden.

Durch das Absterben des Kurfürsten von Baiern, Maximilian Joseph — den 30 Decemb. 1777 — erbte Karl Theodor, Kurfürst zu Pfalz am Rhein, nicht blos die Baiersche Kurwürde, sondern auch den gröſten Theil der Staaten dieses Fürsten, weil dieser keine Kinder hinterlassen hatte. Als er nach München gekommen war, dachte er an nichts weniger, als daß man ihm diese Erbschaft streitig machen würde; wie bestürzt war er daher nicht, daß östreichische Truppen bereits in Niederbaiern eingefallen waren, und wieder andere aus der Gegend von Eger marschierten, um sich der Oberpfalz zu bemächtigen.

Der Kurfürst von der Pfalz war damals, als er seine Erbschaft in Besitz nahm, ein Herr von beinah vier und funfzig Jahren, der keine Kinder hatte, damals auch keine Hoffnung vorhanden war, welche zu bekommen. Dieser Umstand und seine Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, und sein Wunsch, jeden unnüzzen Krieg zu vermeiden, konnten ihn sehr leicht bestimmen, einen im Januar 1778 vom Hause Oestreich vorgelegten Traktat zu unterzeichnen, wodurch er ihm die Hälfte seiner Erbschaft abtrat, und Ansprüche desselben unwiderlegt ließ, die es leicht zum Vorwand gebrauchen konnte, sich auch noch den übrigen Theil zuzueignen.

Der Herzog von Zweibrükken, als der damalige nächste Erbe des Kurfürsten von der Pfalz, machte die bündigsten Gegenvorstellungen gegen einen solchen Traktat, und unterstüzte dieselben mit den unumstößlichsten Beweisen, daß Pfalz zu Baiern der nächste Erbe wäre. Sachsen machte auf die Allodialgüter des Herzogthums Baiern Ansprüche, indem die verwitwete Kurfürstin von Sachsen, eine Schwester des Kurfürsten von Baiern, und daher seine nächste Erbin war. Diese Fürstin trat ihre Rechte ihrem Sohn, dem regierenden Kurfürsten von Sachsen ab; dieser war auf die Art auch gegen den Kaiser. Der Herzog von Meklenburg machte Ansprüche auf die Landgrafschaft Leuchtenberg, die nach einem Hausvertrag von 1502 seinen Vorfahren wäre versichert worden.

Alle diese Erben wandten sich an den König von Preussen, und baten ihn, sie mit Rath und That bei ihren gerechten Forderungen zu unterstüzzen. Friedrich ergrif mit Freuden eine Gelegenheit, wo er zeigen konnte, wie bereit er wäre, den Un-

terdrükten beizustehen und die Rechte des teutschen Reichs aufrecht zu erhalten. Ueberdies konnte er es unmöglich gleichgültig mit ansehen, daß sich das Haus Oestreich vergrösserte, und dadurch den übrigen Reichsfürsten um so gefährlicher ward. Ehe er aber zu den Waffen griff, suchte er einen gütlichen Vergleich zu treffen, und erst dann, nachdem diese Vorschläge nicht angenommen wurden, ließ er die Truppen marschiren.

Zwei ungeheure Armeen standen verschanzt gegen einander, ohne, daß zwischen beiden etwas, als kleine unbedeutende Scharmüzzel vorfielen. Von dem Kaiser Joseph, als einem jungen, feurigen Mann, hätte man nun freilich erwartet, daß er einen kühnen Schritt wagen, und es dem Schikfal überlassen würde, ob bei einem Treffen Sieg oder Verlust ihm zufallen würde. Friedrich hatte im Grunde wenig Interesse bei der ganzen Sache, nicht aus Zwang, oder um seine Staaten zu vergrössern, oder sonst sich Vortheile zu verschaffen, führte er einen Krieg, der ihm ungeheure Geldsummen kostete. Er that es blos aus Gerechtigkeitsliebe. Er wollte der Beschüzzer der Freiheiten des teutschen Reichs seyn, die das Haus Oestreich mehr als einmal einzuschränken versucht hatte. Hierdurch erwarb er sich einen Ruhm, der ihn schon unsterblich machte, wenn er auch weiter keine rühmliche That gethan hätte.

Obgleich weder Feuer noch Schwerd die Menschen in diesem Kriege wegrafften, so waren es doch andere Plagen, vornämlich ansteckende Seuchen, welche sie aufrieben. Maria Theresia, die ihre Seele schon von dem Irdischen abgezogen hatte, konnte ohne Mitleiden dieses Elend nicht hören, sie bat ihren Sohn Frieden zu machen. Gern nahm sie Frankreichs und

Rußlands Friedensvermittelung an, die Friedrich schon vorher bei diesen Mächten dadurch eingeleitet, daß er sie von allen Schritten Oestreichs und von den Friedensbedingnissen selbst unterrichtet hatte.

Den 7 März 1779 kam ein Waffenstillstand, und gleich darauf jener merkwürdige Friedenskongreß zu stande. Nach diesem Friedenstraktat, ward die zwischen dem Wiener Hof und dem Kurfürsten von der Pfalz eingegangene Convention für nichtig erklärt. Oestreich bekam den Burghauser Kreis, überlies aber dem Kurfürsten von der Pfalz, alle Lehen, welche der lezte Kurfürst von Baiern besessen hatte, unter der Bedingung, daß Pfalz an Kursachsen für dessen Forderungen an die Allodialgüter sechs Millionen Gulden terminweis bezahlen sollte. Der König erhielt für seine dreizehn Millionen großmüthig aufgeopferter Kriegsunkosten die Zusicherung vom Kaiser, sich der Wiedervereinigung der Fürstenthümer Baireuth und Anspach mit der Kurlinie, wenn der Fall eintreten sollte, nicht weiter zu widersezzen. Rußland, Frankreich und das teutsche Reich übernahmen die Gewährleistung dieses Friedens.

Friedrichs Laufbahn als Krieger und Held schloß sich mit dem so merkwürdigen teutschen Fürstenbunde, der die Reichsfürsten gegen alle Eingriffe des Reichsoberhaupts sicherte. Friedrich und sein großer Nachfolger, der jezt regierende König Friedrich Wilhelm der Zweite, gaben die nächste Veranlassung dazu, indem sie die übrigen Fürsten des Reichs, auf gewisse bedenkliche Schritte des teutschen Kaisers aufmerksam machten, die er bereits gethan hatte, und die er noch zu thun im Begrif war. Dieser Fürstenbund, der blos die Vertheidigung und

Erhaltung der gesezmäßigen Verfassung des teutschen Reichs, so wie der Rechte und Besitzungen jedes einzelnen Gliedes desselben zur Absicht hatte, ward den 23 Jul. 1785 zu Berlin zwischen den Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg geschlossen. Nach Verlauf von wenigen Monaten traten zu diesem Fürstenverein der Kurfürst von Mainz, die Herzoge von Weimar, Gotha, Zweibrükken und Braunschweig-Wolfenbüttel, der Landgraf zu Hessenkassel, die Markgrafen zu Anspach und Baden und die Fürsten von Anhalt-Dessau und Köthen u. s. w. Dieser Bund, wobei kein Tropfen Menschenbluts vergossen ward, ist sicher unter allen politischen Thaten Friedrichs die schönste.

Betrachten wir Friedrichen als Regenten, so hat vielleicht keiner so ganz die Pflichten, die ihm bei dieser so erhabenen als schweren Würde obliegen, erfüllt, als er. Seine Zeit war genau abgemessen, und seine täglichen Beschäftigungen als König, litten nicht den mindesten Aufschub, am wenigsten wurden sie von Vergnügungen verdrängt, die leicht bis auf eine gelegenere Zeit aufgeschoben werden konnten.

In den Monaten November, December, Januar und Febr. gieng er Abends zwischen neun und zehn Uhr zu Bette, und stand am Morgen des folgenden Tages zwischen fünf und sechs Uhr wieder auf. Von dem Ende des Februars an legte er sich von Woche zu Woche etwas früher nieder, und stand früher wieder auf, so daß er zur Berliner Musterung wohl schon um halb drei Uhr aus dem Bette, und um vier Uhr schon auf dem Pferde war. Nach den Musterungen der Truppen und Sommerreisen, wurde die Ordnung allmählig umgekehrt. Genau

in der Minute, die er des Abends bestimmt hatte, ward er am folgenden Morgen aufgewekt, und stand gewöhnlich sogleich auf. Zu seinem Anzug des Morgens ward in seinem Schlafzimmer eine Viertelstunde vor dem Aufstehen, täglich ein Kaminfeuer gemacht, an welches er trat, damit die gewöhnliche Ausdünstung seines Körpers unterhalten werden konnte. Sobald er ein andres Hemde und sein Casaquin angezogen hatte, sezte er sich an den Tisch, auf den das in der Nacht angekommene Paket Briefe gelegt war, ließ sich den Haarzopf zurechte machen und eröfnete indessen das Briefpaket. Diejenigen, die von bekannter Hand waren, und die den meisten Reiz für ihn hatten, behielt und las er, die übrigen schikte er an einen der Geheimenkabinetsräthe, damit ein Auszug aus denselben gemacht wurde. Wenn er die übrigen durchgelesen und neben sich auf einen kleinen Tisch gelegt hatte, stand er auf, wusch sich Gesicht und Hände mit einer nassen Serviette, frisirte sich sein Haar stehend selbst, womit er sehr geschwind fertig wurde, und wobei einer seiner Leute ihm einen Spiegel vorhielt. Nun sezte er den Hut auf — den er beständig auf dem Kopf hatte, ausser bei Tisch, und wenn er mit vornehmen Personen sprach — und gieng in das Vorzimmer, um dem daselbst befindlichen Adjutanten des ersten Bataillons Garde, den Rapport von den ein- und ausgegangenen Fremden abzunehmen, auch wohl, um ihm Befehle, die das Kriegswesen betrafen, zu geben. War unter den Fremden, die angekommen, einer und der andere, den der Monarch zu sprechen verlangte, so bestimmte er dazu eine gewisse Stunde. Gleich darauf trank er erst kaltes Wasser, und hernach zwei oder drei kleine Tassen Koffee, bald mit,

bald ohne Milch. Zu einem Verwahrungsmittel wider den Schlag, ließ er einen Theelöffel voll weißen Senf in seinen Koffee thun.

Nun ergiff er die vorher schon aufgeschrobene Flöte, die sein größtes und edelstes Vergnügen ausmachte, so lange er sie blasen konnte, spazierte von einem Zimmer in das andere, und blies wohl zwei Stunden lang auswendig gelernte Stükke und Stellen. Die Tonkunst überhaupt, und das Flötenspiel insonderheit, gehörte in seinen jüngern, besten und lebhaftesten Jahren, ja bis in den Baierschen Krieg, da es aufhörte, zu seinen angenehmsten Belustigungen. Er spielte zwar auch etwas auf dem Klavier, aber sein vornehmstes musikalisches Instrument war die Flöte, auf der er viel, vornämlich im Adagio leistete. Er hatte auch Kenntnisse vom Generalbaß, und von dem musikalischen Saz, komponirte selbst Arien, einige Koncerts und über hundert Solos.

Ungefähr um zehn Uhr gab er die Flöte weg und ließ sich den vom Kabinetsrath eingeschikten Auszug, aus den an ihn eingelaufenen Briefen und Bittschriften reichen. Diesen begehrte und empfieng er, sobald er nicht mehr auf der Flöte blies, gleich nach dem Koffee, und wenn er ihn durchgelesen, auch dem Kommendanten die Parole gegeben hatte, ließ er diejenigen seiner Geheimenkabinetsräthe, die den mündlichen Vortrag bei ihm hatten, einen nach dem andern zu sich in das Kabinet kommen und sagte ihnen, was auf jeden Brief geantwortet werden sollte. Wenn dies geschehen war, besorgte er seine Toilette, das heißt, er zog sein Casaquin aus, bestrich seine Haare mit ein wenig Pomade, ließ dieselben pudern, wusch

das Gesicht wieder mit einer Serviette ab und zog die Uniform an.

Er behielt zwar den von dem König Friedrich dem Ersten 1706 eingeführten Grand-Maitre de Garderobe bei, allein er dachte nicht daran, sich einen ansehnlichen Vorrath von Kleidern anzuschaffen. Er kleidete sich in die einfache Uniform seines Garderegiments zu Fuß, die nur mit einem Achselband und Stern geziert war, und blos an großen Gallatagen und bei gewissen Feierlichkeiten zog er die reiche Uniform dieses Regiments an. Er wollte schlechterdings nicht in der Kleidung groß seyn; Er wurde auch gefürchtet und verehrt, wenn er gleich in einem alten, abgetragenen und geflikten Kleide gieng, wenn gleich sein Hemde und Schnupftuch ziemlich dünne und sein Hut kahl war. Er hatte keine Nachtmüzze, keinen Schlafrok, keine Pantoffeln. Anstatt des Schlafroks trug er ein Casaquin, und bei Krankheiten, den ihn von der rußischen Kaiserin Elisabeth geschenkten Zobelpelz, den er, wenn es kalt war, auch beim Reiten und Fahren anzog, ihn auch wohl über die Bettdekke legen ließ. In seinen jüngern und mittlern Jahren trug er auch wohl bei feierlichen Gelegenheiten Schuhe, im hohen Alter aber nicht, sondern beständig Stiefeln, die er sogleich anzog, sobald er aus dem Bette aufstand.

Hatte er Briefe und Antworten an seine Familie zu schreiben, so sezte er sich nun an seinen Schreibtisch, und schrieb diese Briefe und Antworten eigenhändig; sonst, oder wenn die Briefe geschrieben waren, nahm er ein Buch, und las mit lauter Stimme in demselben, spielte auch wohl, wenn Zeit dazu vorhanden war, einige Concertstimmen auf der Flöte. Oder er

unterhielt sich mit den Generalen und andern Staabsoffizieren von seiner Suite bis gegen eilf Uhr von Neuigkeiten, Staatssachen u. s. w. Dann ritt er spazieren, welches aber wöchentlich nur dreimal geschah, die andern Tage ritt er zur Parade, besah die Truppen und kommandirte selbst. Wenn schönes Wetter war, muste seine Garde wöchentlich zweimal ausrükken; diese, nebst noch einigen andern Regimentern exerzierte er selbst eine Stunde lang vor der Stadt. Hierauf besah er in Begleitung eines Pagen oder Adjutanten die neuen Gebäude, und kam wieder nach Sanssouci zurük, wo diejenigen schon versammlet waren, welche er zur Tafel hatte einladen lassen. Er sprach mit diesem und jenem, gieng mit ihnen im Garten, oder beim schlechten Wetter in der Gallerie spazieren.

Mit dem Schlag zwölf gieng er zur Tafel, wenn er aber vornehme Gäste hatte, oder bei der Königin speiste, sezte er sich um ein Uhr an dieselbe, da sie denn bald kurz, bald länger währte. An seiner Tafel sassen mehrentheils sieben bis zehn Personen, die er selbst täglich einladen ließ, und die nach ihrem Belieben so viel essen, auch so vielen rothen und Moßlerwein trinken konnten, als sie wollten; Champagner, Burgunder und Ungarwein, bekamen aber nur alsdann seine Gäste, wenn er ausdrüklich befahl, welchen zu geben. Empfieng der König Besuch von seiner Familie, oder gab er ausserordentliche und feierliche Gastmahle, so wurden wohl zwölf, zwanzig, ja dreissig Schüsseln aufgetragen, und dies geschah auch bei den Kriegsübungen und Musterungen und bei den Redouten. Die Mittagstafel gieng genau um zwölf Uhr an, und wenn der König großes Verlangen nach den bestellten Speisen hatte, wohl noch

eine Viertelstunde früher. Die Dauer derselben war sehr unbestimmt, sie währte zuweilen bis vier und fünf Uhr und öfters noch länger. Ueber Tafel zeigte er sich am aufgeräumtesten und vergnügtesten; denn zu dieser brachte er alle seine natürliche Lebhaftigkeit, Scherzhaftigkeit und Lustigkeit mit. Er sprach von mancherlei Materien, als von politischen, historischen, kriegerischen und theologischen, und wuste überall Wiz, feine Beurtheilung und Kenntniß von der Sache, worüber er sprach, anzubringen. Ueberdem wuste er sehr viele Anekdoten von Kaisern, Königen, Fürsten und Privatpersonen zu erzählen, die er entweder gehört oder gelesen hatte. Er sprach über Tisch französisch, und wer von den Gästen in dieser Sprache keine Fertigkeit hatte, hörte blos zu. Er begegnete seinen Gästen sehr gut; sobald aber einer Gelegenheit gab, sich über ihn lustig zu machen: so wurde sie bestens benuzt, weil der König zum Spas und Spott sehr aufgelegt war. So wie der König ein Freund war, wizzige Antworten anzubringen, eben so gern hörte er wizzige Antworten, und vertrug selbst die beissendsten Repliken, wenn der Wiz darin unverkennbar war.

Für des Königs Küche waren jährlich nur zwölftausend Thaler ausgesezt, dafür der Küchenschreiber täglich acht Schüsseln für des Königs Tafel, eben so viel für die Adjutanten, und Mittags und Abends drei Schüsseln für eilf Domestiken liefern muste. Brod und Getränk waren darunter nicht begriffen, denn die gehörten zum Kelleretat. Weil aber die Lebensmittel nach der Zeit, da dieser Küchenetat gemacht war, theurer wurden, so reichte er niemals zu. Gab er große Gastmah-

le, so bezahlte er die ausserordentlichen Kosten besonders. Es wurde beständig von schönem Porcellan gespeißt.

Ohngefähr gegen halb vier Uhr stand gewöhnlich die Gesellschaft von der Tafel auf, und der König gieng in ein ander Zimmer, um diejenigen vor sich zu lassen, die er zu sprechen wünschte. Um diese Zeit erhielten die fremden Gesandten Audienz, welche der Minister, Graf Fink von Finkenstein bei dem König einführte. Oder der König unterhielt sich mit Gelehrten, die er vorher hatte bestellen lassen, oder er wollte gern einen Fremden, der sich zu dieser Zeit in Potsdam aufhielt, sprechen, und ließ ihn zu sich kommen.

Nachdem die Fremden entlassen waren, stellten sich die Kabinetsräthe wieder ein, legten dem Könige, die von ihm selbst abgefaßten Antworten auf die Bittschriften und andere Briefe vor, welche er durchlas und unterschrieb. Nun blieben diese Antworten in des Königs Kabinet, wo sie in seiner Gegenwart versiegelt und gleich weggeschikt wurden. Man muß sich wundern, daß die große Menge von Briefen, welche täglich aus den Kabinettern fremder Höfe, aus den verschiedenen Landeskollegien und von der unzähligen Menge von Privatpersonen bei dem Könige einliefen, alle so schnell beantwortet wurden, daß sie selten über den zweiten Tag blieben, ohne daß Antwort darauf erfolgte. Diese Thätigkeit bei einem Monarchen verdient um so mehr Bewunderung, der Philosoph, Staatsmann, Kriegsheld und Schriftsteller zugleich war, und alles dies in einer so großen Vollkommenheit vereinigte.

Sobald der König die gewöhnlichen Geschäfte des Tages geendigt hatte, welches gewöhnlich um sechs Uhr geschah, fand

er seine Erholung darin, daß er entweder auf der Flöte spielte, oder Koncerte gab. Von sieben bis acht Uhr gieng er im Sommer spazieren, und im Winter ließ er sich die besten neuesten französischen Werke vorlesen. Dies dauerte fort, bis die Stunde kam, da er gewöhnlichermassen zu Bette gieng. Gab er aber einigen Personen ein Abendessen, so fiel die gelehrte Unterhaltung weg. In dieser Ordnung folgte täglich eines auf das andere, während der Wintermonate; wenn nicht in derselben gewöhnliche Lustbarkeiten, um welcher willen er sich zu Berlin aufhielt, des Abends etwas veränderten. Diese Tagsordnung ward auch durch die Gegenwart fürstlicher Personen unterbrochen, die ihn zuweilen besuchten. Bei seinen jährlichen Reisen zur Musterung konnte ebenfalls nicht alles so genau beibehalten werden, doch begleiteten ihn stets gewisse Kabinetsräthe, damit der Gang der Geschäfte auch hierdurch nicht aufgehalten würde.

Weil Friedrich keinen königl. Aufwand machte, so konnte er von seinen großen Einkünften einen beträchtlichen Theil derselben dazu anwenden, die Provinzen, welche seiner Unterstüzzung am meisten bedurften, mit ansehnlichen Geldsummen zu begnadigen. Er schenkte nämlich in den lezten drei und zwanzig Jahren seiner Regierung, seinen Unterthanen über vierzig Millionen Thaler baar zu Landesverbesserungen aller Art, ohne die häufigen Nachlässe an den Abgaben zu rechnen, die er den Landleuten bei unergiebigen Erndten gab. Er schoß den Gutsbesizzern in Schlesien, Pommern und der Mark mehrere Millionen zur Verbesserung ihrer Ländereien gegen ein oder zwei Procent vor, und ließ die Zinsen davon zu Besoldungen der

Landschulmeister und zu Pensionen für arme Offizierswitwen und Töchter anweisen. Die Vermehrung der Staatseinkünfte suchte er immer noch mehr durch Eröfnung neuer Erwerbsquellen im Lande, als durch neue Auflagen zu bewirken. Abgebrannte Städte und Dörfer wurden auf seine Kosten wieder erbaut, ausser vielen tausenden einzeln angesezten Kolonisten, wurden sechstausend ganz neue Dörfer angelegt, und mit mehr als zwei und vierzigtausend Familien bevölkert. Durch Dämme und Deiche wuste er der Netz und Warte von Driesen bis Küstrin hundert und zwanzigtausend Morgen Land abzugewinnen. So viele Moräste und Sümpfe längst der Oder, Ihna, Dosse, Havel und Elbe, auch die Seen Madue und Leba in Pommern, den Finerbruch im Magdeburgischen, den Drömling in der alten Mark, manche Sümpfe um Potsdam und Brandenburg, desgleichen in vielen Gegenden von Oberschlesien und Westpreussen, wuste er in tragbares Feld umzuschaffen, und in den so verschrieenen Sandfeldern von Brandenburg und Pommern, sieht man durch seine Fürsorge jezt mit Vergnügen blühende Kolonien, gute Wohngebäude und Scheunen, vortrefliche Wiesen, reiche Weide und zahllose Heerden, wo man ehemals nur Wasser und Moräste sah. Zur Vervollkommung des Akkerbaues hob er die Leibeigenschaft der Bauern auf, schränkte die Frohndienste so viel als möglich ein, und liess die schädlichen Gemeingüter vertheilen; allein alles dies geschah mehr durch Belehrung und Beispiel, als durch Zwang, und immer so, daß durch Begünstigung einer Klasse der Unterthanen der andern dadurch kein Unrecht widerfuhr.

Für die Aufnahme der Gewerbe und Fabriken sorgte er ebenfalls landesväterlich. Unter ihm kam der wichtige schlesische Leinwandhandel und nach und nach alle Arten von Manufakturen in Baumwolle, Seide, Leder, Stahl, auch die Zukkersiedereien und Porcellanfabrik und andere Gewerbe in Aufnahme, und wurden durch alle mögliche Ermunterungsmittel so in Schwung gebracht, daß im Jahr 1785 die Zahl der Fabrikanten hundert und fünf und sechzig war, welche für achtzig Millionen und zweihundert und funfzigtausend Reichsthaler Waaren lieferten, wovon für vierzehn Millionen auser Landes giengen.

Friedrich beschäftigte sich mit Regierungsangelegenheiten bis an den lezten Tag seines thätigen Lebens. Im Jahr 1785 war der König zum leztenmal in Berlin. Den Professor Selle gebrauchte er als Arzt. Ein leichter Anfall von Podagra fand sich im Frühjahr ein. Dieser Schwäche ungeachtet, entschloß sich doch der König, bei der großen in Schlesien anzustellenden Musterung in eigner Person gegenwärtig zu seyn. Jeder, der ihn dort sah, erstaunte über den Greis, daß er der Strapazen nicht achtete, sondern sich allen Ungemächlichkeiten der schlimmen Witterung ausezte, die er als Jüngling und Mann zu ertragen gelernt hatte.

Die Folgen dieser Anstrengung des Königs äusserten sich sehr bald nach seiner Zurükkunft in Potsdam. Dies ist gewissermassen der Anfang seiner lezten Krankheit, die eilf Monate nach einander fortdauerte, obgleich gute und mittelmäßige Zwischenzeiten mit unter vorfielen. So krank auch sein Körper war, so frei und heiter war doch sein Geist, so unermüdet war

er bei seinen Arbeiten und Geschäften. Er schloß zu dieser Zeit mit den vereinigten Staaten in Amerika ein Bündniß und einen Handelstraktat. Er wünschte auch, daß das gute Vernehmen zwischen den Generalstaaten und dem Erbstatthalter wieder hergestellt werden möchte. Doch seine Bemühungen waren vergebens. Seinem Nachfolger war es vorbehalten, durch die weise und vorsichtige Ausführung des erhabenen und tapfern Herzogs von Braunschweig, dem Erbstatthalter seine alten und hergebrachten Rechte wieder zu geben und die Ruhe und den Frieden der Bürger wieder herzustellen.

Im Anfang des Jahres 1786 schien der Monarch etwas Linderung zu verspüren; aber bald nachher nahmen die üblen Zufälle wieder zu. Im Frühling bezog Friedrich seine gewöhnliche Sommerwohnung, und die Hoffnung zur Genesung nahm immer zu. Doch nach einigen Wochen fanden sich die gewöhnlichen schlimmen Zufälle wieder ein und im Junius vermehrte sich des Königs Krankheit dergestalt, daß er zu dem berühmten Arzt in Hannover, dem Ritter von Zimmermann, seine Zuflucht nahm.

Zimmermann war auf die Einladung des Königs nach Potsdam gekommen, konnte aber nicht helfen, und reiste nach einiger Zeit nach Hannover zurük. Der König unterhielt sich in den lezten Wochen seines Lebens — indem sich die Brustwassersucht nun wirklich eingefunden hatte — mit dem Staatsminister von Herzberg und dem gelehrten Italiener Luchesini. Der Regimentschirurgus Engel, die geheimen Kämmerer Naumann und Schöning durften selten seine Person verlassen. Sie waren Zeugen, wie viel ihr guter König leiden muste. Bei

allen diesen Schmerzen, die er ausstand, bei der sichtbaren Abnahme seiner Kräfte, besorgte der kranke König doch noch immer seine gewöhnlichen Geschäfte, bis einen Tag vor seinem Ende.

Es war den 17 August 1786 um zwei Uhr des Morgens, da Friedrich verschied. Ausser dem Staats- und Kabinetsminister von Herzberg, der dem sterbenden König die Augen zudrükte, waren der Graf von Schwerin, die Generale von Görz und von Eglofstein, der Regimentschirurgus Engel und die geheimen Kämmerer Naumann und Schöning bei dem Tode des Monarchen zugegen. Alle zerflossen in Thränen, konnten sich über den Verlust eines Königs nicht zufrieden geben, den sie ganz in seiner Grösse, selbst in der Nähe als Privatmann und Freund kennen gelernt hatten. Die Betrübniß ließ dem Minister von Herzberg kaum so viel Besonnenheit, daß er Friedrichs Höchstwürdigem Nachfolger, dem gegenwärtigen König Friedrich Wilhelm dem Zweiten, diese schmerzhafte Todespost melden ließ. Der neue Monarch erschien bald darauf, vermischte beim Eintritt ins Zimmer, seine Thränen mit den Thränen der Umstehenden, ergrif die kalte Hand seines Oheims mit kindlicher Zärtlichkeit, drükte sie kindlich, und Thränen flossen auf dieselbe herab.

Schon 1744 hatte sich Friedrich in Sanssouci, dem Fenster seines Studierzimmers über ein Grabmal erbauen lassen, und wünschte einmal in demselben zu ruhen. Allein sein Nachfolger hielt es dem königl. Hause für anständig, in der Garnisonkirche zu Potsdam ihn neben seinem Vater beisezzen zu lassen; wohin die Leiche bereits den 18 August Abends um 8 Uhr

gebracht wurde. Den 9 September geschah das feierliche Leichenbegängniß. Die Garnisonkirche war durchaus schwarz ausgeschlagen, mit vielen passenden Sinnbildern verziert, fünftausend Trauerlampen brannten auf silbernen Kronleuchtern, und sechshundert Wachskerzen an den Pfeilern. Beim Eintritt in die Kirche, sah man den Tempel der Unsterblichkeit, auf dessen Kuppel die Vergötterung unter dem Bilde des auffliegenden goldenen Adlers vorgestellt ward, zu dessen Füssen, rings um die Kuppel schwarze Schleifen gebunden waren, mit der Unterschrift: „Ihm, der nie zu sterben verdiente, schloß die Tugend den Tempel auf.“ Unter dem Geläute der Glokken der Stadt gieng der Trauerzug, von dem Könige, allen Prinzen, Generalen und Ministern begleitet in einer feierlichen Grösse zur Kirche. Der prächtige Paradesarg ward mitten in diesen Tempel gesezt. Eine vortrefliche Musik erfüllte die Zuhörer mit Andacht und Ehrfurcht, und unter dem Donner des Geschüzzes ward dann der Sarg in die Gruft getragen. So verschwand gleichsam Friedrich plözlich den Augen der Erdenbewohner, allein sein Andenken wird so ewig seyn als sein Ruhm!

Friedrich groß als Monarch, groß als Kriegesheld, groß als Gesezgeber, war eben so groß als Schriftsteller. Schon bei seinen Lebzeiten wurden Gedichte von ihm herausgegeben, die sehr viele Talente und poetisches Feuer verrathen, so wie sein Antimachiavel, den er als Kronprinz schrieb, ihn uns von der Seite eines menschenfreundlichen Monarchen zeigt. Seine brandenburgische Geschichte erwarb ihm zuerst den Ruhm eines guten Geschichtschreibers, und seine historischen Werke, die nach seinem Tode herauskommen sind, werden stets als ein

Schaz für die Archive aller Jahrhunderte und Nationen aufbewahrt werden. Ganz im Geist der edlen griechischen Einfalt und Grösse, überall voll des wärmsten Gefühls für Vaterland und Volk, wenig schmeichelhaft für ihn selbst, den Verfasser und Feldherrn, aber desto rühmlicher für die Gefährten und Theilnehmer seiner Siege, in einer edlen, würdigen Sprache, trozzen sie dem Tadel und der Verläumdung, und dürfen jezt schon hoffen, unsterblich zu seyn, wie die Schriften eines Cäsars und Xenophon. Lange und mit Wohlgefallen verweilt auf ihnen der betrachtende Verstand, und weis nicht, ob er mehr die Begebenheiten und Schikfale, oder die Freimüthigkeit, mit der sie erzählt sind; mehr den Helden, der so erhabene Thaten verrichtete, oder den Weisen, der sich alles Lobes, das aus ihm quillt, großmüthig begiebt, und das wenigste seiner Anordnung und Klugheit, das wichtigste der Einwirkung und Zusammenstimmung zufälliger, oft unbekannter Ursachen, beimißt; ob er mehr seine Verdienste, oder die richtige Würdigung derselben bewundern soll!

Freyberg,
gedrukt bei Johann Christoph Friedrich Gerlach.

University of
Connecticut
Libraries

ECTICUT LIBRARY
S, CT.